

## Rezensionen



Beckmann, Klaus J./Markus Hesse/Christian Holz-Rau/Marcel Hunecke (Hrsg.) (2006): *StadtLeben – Wohnen, Mobilität und Lebensstil. Neue Perspektiven für Raum- und Verkehrsentwicklung*. Wiesbaden: VS-Verlag. 269 Seiten. ISBN 3-531-14602-5. Preis 26,90 Euro

Unter dem Gesichtspunkt einer nachhaltigen Siedlungsentwicklung werden von der Stadtforschung seit langem die negativen Effekte individueller Wohnortwahl problematisiert. Nachdem es durch die Automatisierung der Nachkriegsgesellschaft immer mehr Menschen möglich wurde, vormals entlegene Räume zu erreichen, erfolgte eine gewaltige Siedlungsexpansion in den ländlichen Raum. Dort verbanden sich Auto und Eigenheim in ihrer wechselseitigen Abhängigkeit zu einer besonderen Lebensweise, die sowohl aufgrund des damit verbundenen Flächenverbrauchs wie auch des hohen Verkehrsaufkommens zunehmend kritisch betrachtet wird.

Diese Problemlage ist der Ausgangspunkt der Studie „StadtLeben“ die im Rahmen des Förderschwerpunktes „Zukunftsfähiges Wohnen“ des Bundesministeriums für Bildung und Forschung (BMBF) durchgeführt wurde. Die für die Planungspraxis relevante Fragestellung lautete, wie auf diese Entwicklung im Sinne einer nachhaltigen Stadt- und Verkehrsentwicklung Einfluss genommen werden kann. Die Frage stellt sich umso dringlicher vor dem jahrzehntelangen Erfahrungshintergrund relativer Machtlosigkeit staatlicher Planung gegenüber solchen Entwicklungsprozessen. Denn je mehr sich der Prozess der Suburbanisierung verselbständigte, desto weniger ließ sich der Anspruch seiner rationalen Steuerung aufrechterhalten. Hinzu kommen aus Sicht der seit vielen Jahren in der Stadtforschung tätigen Herausgeber grundlegende Veränderungen der gesellschaftlichen Rahmenbedingungen, die den planerischen Zugriff weiter erschweren. Demnach haben sich die individuellen Wohn- und Mobilitätsbedürfnisse soweit ausdifferenziert, dass sie durch die traditionellen Planungsraster fallen. Um angemessen auf die nichtnachhaltige Siedlungs- und Verkehrsentwicklung reagieren zu können, ist es daher notwendig, zunächst die komplexen Motivlagen zu erforschen, die diesen Entwicklungsprozessen zugrunde liegen.

Das interdisziplinär zusammengesetzte Forschungsteam – neben Stadt- und Verkehrsplanern waren Geographen und Psychologen beteiligt – hat zu diesem Zweck den bisher theoretisch und methodisch elaboriertesten Ansatz entwickelt, der zweifellos zum Maßstab für zukünftige Studien zu diesem Thema wird. So wird in der Studie zunächst die weit verbreitete These aufgegriffen, dass sich die Menschen in modernen Gesellschaften sowohl von ihren sozialstrukturellen wie auch örtlichen Bindungen weitgehend gelöst haben und ihren persönlichen Lebensstilen folgend ungebunden im sozialen wie geographischen Raum bewegen. Da Planung individuelles Verhalten kaum direkt zu beeinflussen vermag, sondern nur vermittelt über die Gestaltung

von Rahmenbedingungen wie etwa Siedlungs- oder Verkehrsinfrastrukturen wirksam werden kann, ist die These von dem sich im gesellschaftlichen Raum relativ frei bewegendem Individuum aus der Planerperspektive beunruhigend. Daher besteht ein zentrales Anliegen der Studie darin, diese These empirisch zu überprüfen, indem erstmals systematisch der jeweilige Einfluss von Lebenslagen und Lebensstilen bei der Wohnstandortentscheidung gewichtet wird.

Ausgehend von der Annahme, dass es einen engen Zusammenhang zwischen der Wohn- und Alltagsmobilität gibt, dass heißt die Wohnstandortwahl ein bestimmtes alltägliches Mobilitätsverhalten nach sich zieht, wurde die Bevölkerung von zehn nach Gebietstypen unterschiedenen Kölner Stadtteilen untersucht, die entweder in der Kernstadt, am Stadtrand oder im suburbanen Raum gelegen sind. Das Ergebnis ist ein feinkörniges Bild der Bewegungsmuster, das nahezu alle Kombinationen zwischen den Variablen Lebenslage und -stil sowie der Raumstruktur erkennen lässt. Dabei überrascht zunächst, dass die Lebensstile relativ gleichmäßig über die unterschiedlichen Raumtypen verteilt sind. Es ist also keinesfalls so, dass sich etwa die Kulturinteressierten in den Kernstadtquartieren konzentrieren. Das verweist auch schon auf den Stellenwert der Lebensstile bei der Wohnstandortwahl, der eher gering eingeschätzt wird. Vielmehr spielen sozialstrukturelle Faktoren, die oftmals mit Lebensphasen korrespondieren, sowie die infrastrukturelle Ausstattung der Stadtteile bei der Residenzwahl die entscheidende Rolle. Die Wohnstandortwahl wiederum hat erhebliche Auswirkungen auf das alltägliche Verkehrsverhalten, das mit der Randwanderung deutlich zu- und mit der Stadtwanderung entsprechend abnimmt. Darüber hinaus zeigen sich aber auch entscheidende Veränderungen des Verkehrsverhaltens bei Wanderungen innerhalb der verschiedenen Raumtypen, seien es nun die suburbanen Stadtteile, die Stadtrandsiedlungen oder die Kernstadtquartiere. Diese werden ihrerseits mit der mehr oder weniger starken Attraktivität erklärt, die sie auf ihre Bewohner ausüben, sei es durch Versorgungs- und Freizeiteinrichtungen, die kurze Wege erlauben, oder durch eine gute verkehrliche Anbindung an den öffentlichen Verkehr, die zu einer Reduzierung des Verkehrsaufkommens beiträgt. Fehlt diese Ausstattung im Quartier, setzt eine Außenorientierung ein und fehlende Angebote im öffentlichen Verkehr werden durch den privaten Pkw ersetzt, was in beiden Fällen zu einem gesteigerten Verkehrsaufkommen beiträgt.

Hier können nicht die vielfältigen in dieser Studie empirisch nachgewiesenen Mobilitätsmuster und ihre komplexen Abhängigkeitsverhältnisse im Einzelnen nachgezeichnet werden. Der Verdienst der Studie besteht darin, zentrale Thesen der sozialwissenschaftlichen Mobilitätsforschung der letzten zehn Jahre, die entweder nur behauptet oder allenfalls partiell empirisch belegt wurden, erstmals in einem größeren Zusammenhang überprüft zu haben. Dabei kommt die Studie durch eine umsichtige Gewichtung der empirischen

Ergebnisse zu einer differenzierten Einschätzung des Forschungsgegenstandes.

Gemessen an dem konzisen analytischen Teil, der viele wichtige Einsichten über die Ursachen von Wohn- und Alltagsmobilität sowie ihr wechselseitiges Bedingungsverhältnis vermittelt, bleibt die Studie an den Stellen, wo sie versucht, aus den gewonnenen Erkenntnissen planungspraktische Konsequenzen abzuleiten, hinter den Erwartungen zurück. Während zunächst eindrücklich auf die veränderten gesellschaftlichen Rahmenbedingungen verwiesen und ein komplexes Panorama der unterschiedlichen Einflussfaktoren des Verkehrsverhaltens in modernen Gesellschaften gezeichnet wird, wirken demgegenüber die Planungskonzepte ausgesprochen konventionell. Zwar wird verschiedentlich auf die zunehmenden Schwierigkeiten hingewiesen, das von Raumstrukturen vielfach emanzipierte individuelle Mobilitätsverhalten durch gezielte Planung wieder einzufangen. Daraus werden aber keine planungstheoretischen Konsequenzen gezogen, vielmehr gewinnt man den Eindruck, als würden die wichtigen empirischen Ergebnisse nicht ernst genommen. So wird etwa festgestellt, dass die Entscheidung zur Anschaffung eines Pkw weniger von der Raumstruktur bestimmt wird, als vielmehr von der Haushaltsgröße.

Die für planerisches Handeln mithin jetzt schon schwierige Situation wird zukünftig noch weiter erschwert, wenn sich der Wohnungsmarkt, wie die Autorinnen und Autoren erwarten, zunehmend in Richtung eines Nachfragermarktes entwickelt. Aufgrund der dadurch weiter gesteigerten individuellen Wahlfreiheit müsste sich die Planungszunft dann stärker als bisher auch den Lebensstilen der Wohnbevölkerung widmen, um ihre Wohnstandortwahl im Sinne einer nachhaltigen Siedlungs- und Verkehrsentwicklung zu beeinflussen. Gleichwohl halten die Forscherinnen und Forscher an dem Leitbild der kompakten Stadt der kurzen Wege fest. Um dieses Ziel unter den erschwerten gesellschaftlichen Rahmenbedingungen dennoch zu erreichen, setzen sie auf ein umfassendes integriertes Planungskonzept. Demnach sollen so unterschiedliche Akteure wie die kommunalen Gebietskörperschaften, die Wohnungswirtschaft, die gewerbliche Wirtschaft, die Entwickler und Investoren, die Eigentümer und nicht zuletzt die Bewohner zusammengeführt werden, um gemeinsam die ökologische Stadt zu entwickeln. Dabei wird an keiner Stelle thematisiert, wie eine dermaßen gewaltige Integrationsleistung zum Zwecke gesellschaftlicher Planung unter den Bedingungen kapitalistischer, auf dem Prinzip der Konkurrenz basierender Marktvergesellschaftung, gewährleistet werden kann. Wenngleich eine systematische Bearbeitung dieser Frage nicht die Aufgabe der vorliegenden Studie war, hätte man sich doch wenigstens ein entsprechendes Problembewusstsein gewünscht, womit die Notwendigkeit zukünftiger Policystudien deutlich geworden wäre, um die Realitätstüchtigkeit des eigenen konzeptionellen Ansatzes zu überprüfen. So zerfällt die Studie in zwei Teile: Einerseits in einen analytischen Teil mit

wertvollen empirischen Ergebnissen, an dessen Lektüre niemand vorbeikommt, der sich zukünftig mit diesem Thema beschäftigt. Andererseits in ein fragwürdiges Planungskonzept, dass der beschriebenen komplexen Lebenswirklichkeit kaum gerecht werden kann.

Oliver Schöller-Schwedes

**Ceylan, Rauf (2006): Ethnische Kolonien. Entstehung, Funktion und Wandel am Beispiel türkischer Moscheen und Cafés. Wiesbaden: VS-Verlag. 271 Seiten. ISBN: 3-531-15258-0. Preis: 32,90 Euro**

Spätestens seit den 1980er Jahren gehören ethnisch segregierte Wohnquartiere türkischstämmiger Einwanderer mit ihrer speziellen Infrastruktur zu einem festen Bestandteil westdeutscher Großstädte. Allerdings besteht über die Bedeutung derartiger Quartiere für den Eingliederungsprozess der Migranten in die funktionalen Systeme des Aufnahmelandes weitgehende Uneinigkeit. Ausgehend von der Prämisse, dass mit der residentiellen Segregation der Migranten in der Regel auch die Herausbildung von sozialen Subsystemen in Form ethnischer Gemeinden bzw. ethnischer Kolonien verbunden ist, wird diesen Quartieren entweder eine eingliederungsfördernde, stabilisierende Unterstützungsfunktion zugesprochen oder sie werden als eingliederungshemmende, in sich geschlossene Parallelgesellschaften beargwöhnt. Dabei wurden die bestehenden Lebenszusammenhänge der Migranten in den ethnisch segregierten Gebieten von der deutschen Stadt- und Migrationsforschung bisher weitgehend von einer Außenperspektive aus bewertet, ohne die sozialen Prozesse innerhalb der Quartiere detailliert beurteilen zu können. Ziel der von dem türkischstämmigen Sozialpädagogen Rauf Ceylan vorgelegten Dissertation ist es, einen Teil dieser Forschungslücke zu schließen, indem er anhand der Entstehung, Funktion und des Wandels der türkischen Moscheen und Cafés in einem Duisburger Stadtteil das Binnenleben derartiger ethnisch geprägter Wohnquartiere beschreibt.

Im Theorieteil seines Buches stellt Ceylan zunächst die globalen und nationalen Rahmenbedingungen der Migration nach Deutschland dar und gibt einen historischen Überblick über das Einwanderungsgeschehen sowie den politischen Umgang mit der Migration nach dem II. Weltkrieg. Zudem beleuchtet er die Debatte um die Folgen der Migration für die Stadtentwicklung, die seiner Ansicht nach zu stark durch eine „Verfallssemantik“ und die Heraufbeschwörung anomischer Zustände geprägt ist und damit die urbanen Kompetenzen der Stadtbewohner in Bezug auf ein Funktionieren der städtischen Gesellschaft aus dem Blick verliert. Anschließend zeichnet Ceylan das Konzept der ethnischen Kolonie nach, das er den Arbeiten von Heckmann

entnimmt und das in Abgrenzung zum Begriff des Ghettos eine primär freiwillige räumliche und soziale Organisation beschreibt. Ceylan stellt heraus, dass innerhalb der ethnischen Kolonien nicht immer eine homogene Kultur vorherrscht. So seien die türkischen Kolonien durch eine vielfältige Struktur von Gruppen mit verschiedenen Sprachen, Bräuchen, Sitten und Konfessionen geprägt, die im Wesentlichen die Heterogenität innerhalb der Türkei widerspiegeln. Aufgrund der Ausführungen stellt sich jedoch die Frage, inwieweit es überhaupt sinnvoll ist, die segregierten Wohnquartiere türkischer Einwanderer als (eine) ethnische Kolonie aufzufassen.

Nachfolgend stellt Ceylan die innerhalb der Literatur bisher vorgebrachten konträren Argumente bezüglich der Bedeutung ethnischer Kolonien für den Eingliederungsprozess dar. Er bezieht sich auf Elwert, der insbesondere die positive Bedeutung der binnenethnischen Orientierung der Migranten als stabilisierendes Selbstvertrauen und Selbstbewusstsein bildendes Element herausgestellt, das einen Anpassungsprozess an die funktionalen Systeme des Aufnahmelandes erst ermöglicht. Auch die Herausbildung von Selbstorganisationen als Interessenvertretungen gegenüber den Institutionen des Aufnahmelandes (pressure groups) sind aus dieser Sicht der Eingliederung förderlich. Zudem betont Ceylan, dass auch die ethnische Ökonomie Möglichkeiten der Eingliederung eröffnet.

In Bezug auf die negativen Wirkungen ethnischer Kolonien greift Ceylan Argumente von Esser und im weiteren Verlauf von Heitmeyer auf, nach denen die erhöhte Sichtbarkeit der ethnischen Gruppe im Wohnquartier innerhalb der ansässigen Bevölkerung des Aufnahmelandes Gefühle der Bedrohung und der sozialen Distanz erzeugen kann, die den Eingliederungsprozess hemmen. Fehlende inter-ethnische Kontakte erschweren die Vermittlung von integrationsfördernden Qualifikationen und Chancen. Aufgrund einer zunehmenden ökonomischen Marginalisierung der türkischen Migranten seien verstärkt Desintegrationsprozesse in Form von Verteilungs-, Rangordnungs- und Regelkonflikten zu erwarten. Schließlich führe die Orientierung an ethnischen Selbstorganisationen zu Re-ethnisierungs- und (Selbst-)Ausgrenzungsprozessen.

Nach einer Darstellung der Einwanderungsgeschichte der türkischen Migranten nach Duisburg und speziell in den Stadtteil Hochfeld widmet sich Ceylan zunächst den türkischen Moscheen, deren Entstehung und spätere Ausdifferenzierung in verschiedene religiöse Gemeinschaften entlang politisch-religiöser Orientierungen er nachzeichnet. Insgesamt spricht Ceylan den verschiedenen Moscheevereinen eine durchweg positive, eingliederungsfördernde Wirkung zu. So betont er die Rolle der Moscheen als multifunktionale Zentren, die nicht nur einen Ort des Gebets darstellen, sondern zugleich auch als Sozial- und Bildungsstätte sowie als Seniorenzentrum fungieren. Die ethnischen Eliten der Kolonie nehmen dabei als organisierende Kraft und aufgrund ihrer Vorbildfunktion eine Schlüsselposition ein. Überdies bilden die

Moscheen für Ceylan eine wichtige moralische Instanz im Kampf gegen Gewalt und Kriminalität im Quartier und haben eine große Bedeutung als Beratungsstelle für psychosoziale Probleme.

Als einen Gegenpol zu den integrativ wirkenden Moscheevereinen werden die weitaus weniger nach politischen Orientierungen ausdifferenzierten türkischen Cafés im Wohnquartier gedeutet. Sie stellen für Ceylan vor allem Orte dar, an denen insbesondere von Arbeitslosigkeit betroffene Erwachsene und Jugendliche ihre Zeit sinnlos vergeuden. Indem sich die Lern- und Erfahrungsräume der betroffenen Personen nur auf das Café einengen, beschränken sie ihre Informations- und Interaktionschancen und die sozialen Netzwerke werden zunehmend sozial homogener. In der Folge kommt es zu einer Verfestigung ihrer ohnehin schon benachteiligten Lebenslage. Ceylan berichtet zudem, wie in den Cafés auch illegale Aktivitäten des Glücksspiels, des Drogenhandels und der Prostitution stattfinden. Er folgert: „Sollte also das Café-Milieu, wie in unserem Fall, eine einschließende Wirkung auf ihre Mitglieder ausüben, so könnte es zu Anomie und zur Verfestigung ihrer sozialen Deprivation führen“ (214).

Anzumerken ist an dieser Stelle, dass die Beschreibung der zwei ethnisch geprägten Institutionen von Ceylan in einer derart polarisierenden Weise vorgenommen wurde, die ein deutliches Gefühl der Skepsis hinterlässt. Lesen wir doch einerseits gerade in Bezug auf die Moscheevereine immer wieder auch von eingliederungshemmenden Aktivitäten und sind nicht andererseits hinsichtlich der Cafés durchaus auch eingliederungsfördernde Aspekte denkbar? Ceylan selbst bemerkt diesbezüglich gegen Ende seines Buches: „Es mag manchen Leser überraschen, dass gerade die Integrationsleistungen der Moscheen [...] hervorgehoben wurden. Auch umgekehrt wäre es möglich gewesen. [...] Diese negative Darstellung würde dann eher dem Bild der Moscheen entsprechen, das in den Medien oder in der Politik vermittelt wird. [...] Auch in der Café-Untersuchung hätte ein Perspektivenwechsel eventuell ein anderes Bild ergeben“ (255f). Ceylan versucht also, mit einer Akzentuierung der eingliederungsfördernden Wirkung der Moscheen und der desintegrativen Funktionen des Cafés einen Perspektivenwechsel vorzunehmen, der das gängige Bild der Institutionen in ethnisch segregierten Wohnquartieren relativiert. Leider hat er damit den Pfad einer differenzierten Analyse möglicher Effekte der beschriebenen Institutionen auf den Eingliederungsprozess verlassen. Es besteht somit der Verdacht, dass dem Leser möglicherweise nur ein recht einseitig ausgerichtetes unvollständiges Bild des Binnenlebens der ethnischen Kolonie aufgezeigt wird, wo doch eine kritische, umfassende Betrachtung beider Institutionen aufgrund des diesbezüglich defizitären Wissensstands in der Stadt- und Migrationsforschung von Nöten gewesen wäre. Ein weiteres Manko besteht darin, dass Ceylans Beschreibungen, indem sie sich auf zwei nahezu ausschließlich von Männern dominierte Institutionen beziehen, das Binnenleben türkischstämmiger Frauen im Wohnquartier völlig außer Acht lassen.



Abgesehen von den beschriebenen Aspekten möchte ich das Buch von Rauf Ceylan als Lektüre empfehlen, da es nicht nur einen gut ausformulierten Überblick über die Entwicklung der Arbeitsmigration nach Deutschland und die kontrovers diskutierte Debatte um die Bedeutung ethnischer Kolonien für den Eingliederungsprozess gibt, sondern anhand detailreicher Beschreibungen der Moscheen und Cafés zudem auch neue – wenngleich auch perspektivisch eingeschränkte – bisher verborgen gebliebene Einblicke in das Binnenleben ethnisch geprägter Institutionen ermöglicht. Überdies werden an vielen Stellen Potenziale für eine Kooperation zwischen den Organisationen des Aufnahmelandes und der Migranten aufgezeigt, deren weitere Ausgestaltung im Hinblick auf eine erfolgreiche Eingliederung der Migranten nur von Nutzen sein kann.

Andreas Farwick

Frank, Susanne; Gandy, Matthew (2006) (Hg.): *Hydropolis. Wasser und die Stadt der Moderne*. Frankfurt/M., New York: Campus. ISBN: 3-593-38003-X. Preis: 34,90 Euro

Der Band „Hydropolis. Wasser und die Stadt der Moderne“ vereint 16 Beiträge von Geografen, Stadtsoziologen, Stadtplanern, Ökologen, Umwelt- und Medizinhistorikern, die Susanne Frank und Matthew Gandy als Herausgeber um zentrale Entwicklungslinien der Wasserver- und -entsorgung gruppiert haben. Der Fokus auf die städtische Ebene und auf Wasser nimmt dabei zu Recht in Anspruch, einen elementaren und prototypischen Ausschnitt der gesellschaftlichen Infrastrukturentwicklung und der modernen Stadtkultur zu behandeln.

Die in vier Kapitel gegliederten Beiträge zeigen erstens, welche Leitbilder die Entwicklung der Wasserversorgung bestimmen. Das zweite Kapitel zeichnet nach, wie die moderne Wasserversorgung der Stadt entstanden ist und welche Vorstellungen sie geprägt haben. Ein drittes Kapitel behandelt die gegenwärtige Krise der Wasserversorgungsstrukturen (nicht nur) in Deutschland durch Privatisierungen, demographischen Wandel und komplexe technische Herausforderungen. Im abschließenden Kapitel wird die Entwicklung in vier Millionenstädten so genannter Entwicklungsländer porträtiert, wobei vor dem Hintergrund von grundsätzlich sehr ähnlichen Problemen die Einzigartigkeit der einzelnen Fälle und ihrer Geschichte hervorgehoben wird.

Mit seiner Themensetzung steht der Band im besten Sinne in der Tradition der angelsächsischen local policy Forschung und der neomarxistischen Geographie, die sich in den vergangenen Jahren kritisch mit den Folgen der Liberalisierung städtischer Infrastrukturen für die Stadt und ihre Bürger auseinan-

dergesetzt haben. Die von Stephen Graham und Simon Marvin aufgestellte These des „Splattered Urbanism“ – der Fragmentierung der zuvor einheitlichen städtischen Infrastrukturen nach Kunden und räumlichen Teilgebieten im Zuge der Liberalisierung – bildet einen zentralen Referenzpunkt des Buches, wird aber leider nicht in einen eigenen Beitrag behandelt.

Das Bild, das die Beiträge zeichnen, ist facettenreich. Deutlich wird, wie sehr die Wasserversorgung zu allen Zeiten durch Interessen, Akteure und Leitvorstellungen geprägt wurden und werden, denen immer nur eine begrenzte Rationalität inne wohnt. In ihrer Summe gewähren die Artikel damit Einblicke in Prozesse und Strukturen, die sich gegen eindimensionale Interpretationen sperren. Die großen Entwicklungslinien, die aus diesen Konstellationen hervorgehen, werden erst nachträglich erkennbar. Die vielen Beiträgen zugrunde liegende historische Perspektive hebt auch hervor, welche langfristige Wirkung einmal eingeschlagene Entwicklungspfade entfalten.

Im ersten Teil werden drei Beiträge präsentiert, die die Entwicklung der modernen Wasserinfrastruktur und ihren gegenwärtigen Umbruch durch umfassende Leitbilder rahmen und dadurch interpretieren: Matthew Gandy liest die hydrologische Struktur der modernen Stadt als „bakteriologische Stadt“, die Gesellschaft, Wissenschaft und Politik durch ein Leitbild verbindet, die sich aber gegenwärtig auflöst, ohne das ein Ersatz erkennbar wäre. Engelbert Schramm untersucht, ob die Konzepte „Kreislauf“ und „Netze“ geeignet sind, die veränderten technischen und gesellschaftlichen Anforderungen an die Wasserinfrastrukturen handlungsleitend einzurahmen. Elisabeth Heidenreich versteht die städtische Wasserversorgung als prototypisch für die Wahrnehmungsmuster, mit denen die modernen Infrastrukturen das moderne Naturverhältnis prägen.

Im zweiten Teil befassen sich vier Beiträge mit verschiedenen Aspekten der Entstehung der Wasserver- und -entsorgungssysteme in der frühen Moderne. Jörg Vögele und Ulrich Koppitz untersuchen den Rückgang der allgemeinen Sterblichkeit als Folge der „sanitären Reformen“ in den Städten des 19. Jahrhunderts. Sie argumentieren, dass dieser in der Forschung wie in der kollektiven Erinnerung präzise Zusammenhang empirisch wesentlich uneindeutiger ist als angenommen. Ihre Studie ist ein Beleg, wie auch in wissenschaftlich intensiv behandelten Bereichen Gewissheiten ins Wanken geraten können. Jürgen Büschefeld zeichnet nach, wie sich am Ende des 19. Jahrhunderts aus den regionalen Kontroversen um die Bewertung von Wasser- und Abwasserqualität nur allmählich die modernen Vorstellungen gegenüber konkurrierenden Verständnissen und Methoden durchgesetzt haben. Der Beitrag von Karin Winkelhöfer, Marc Leszinski und Christian Steinberg behandelt die kleinräumigen wasserwirtschaftlichen Folgen von Betrieben der Textilindustrie an der Oberspree zu Beginn des 20. Jahrhunderts. Susanne Frank zeigt, wie der Ausbau der Wasserinfrastrukturen im 19. Jahrhundert auch durch den Bezug auf Weiblichkeitsbilder zeitgenössisch reflektiert wur-

de und somit handfest Teil von Geschlechterpolitik und der Veränderung von Geschlechterrollen war.

Im dritten Teil behandeln fünf Beiträge, wiederum vorwiegend mit Bezug auf deutsche Fallstudien, verschiedene Aspekte des Übergangs der Wasserversorgung in die Postmoderne im späten 20. Jahrhundert. Sharooz Mohajeri setzt sich detailliert mit den Hintergründen und Auswirkungen der Privatisierung der Berliner Wasserversorgung auseinander. In der Tradition der vergleichenden Kommunalwissenschaften stellt Kimberly Fitch dar, wie die unterschiedliche Stellung der Kommunen in Frankreich und Deutschland auch zu deutlichen Unterschieden bei Privatisierungen führen. Als Ergebnis der vergleichsweise starken Stellung der deutschen Städte bewegt sich deshalb der Privatisierungsgrad der Wasserinfrastrukturen hierzulande noch auf einem niedrigen Niveau von 18%. Die Prozesse in ostdeutschen Städten nutzen Matthias Bernt und Matthias Neumann, um am Beispiel der Wasserversorgung die technischen, wirtschaftlichen und organisatorischen Konsequenzen einer schrumpfenden Bevölkerung für kommunale Infrastrukturen zu erörtern. Heinrich Tepasse zeigt an einem Berliner Projekt die Komplexität aktueller wasserwirtschaftlicher Planungen in der Großstadt auf. Detlev Ipsen und Astrid Wehrle stellen ein Projekt vor, bei dem Wasser als Element der Innengestaltung eingesetzt wird.

Vor dem Hintergrund der weltweiten Urbanisierung, die gegenwärtig als einer der globalen Megatrends thematisiert werden, stellen die vier Fallstudien im vierten Schwerpunkt ein Highlight des Buches dar. Das rasante Wachstum der Millionenstädte in so genannten Entwicklungsländern, die chronische Unterversorgung großer Bevölkerungsanteile beim Zugang zu Wasserinfrastrukturen ist das Gemeinsame in den Studien zu Jakarta (Indonesien), Guayaquil (Ecuador), Tanger (Marokko) und Lagos (Nigeria). Die Portraits machen zugleich deutlich, wie sehr diese Probleme ihre Ursachen in sehr unterschiedlichen Entscheidungen, Konflikten und Konstellationen haben. Im Fall Jakartas heben Michelle Kooy und Karen Bakker die Bedeutung kolonialer Konzepte hervor; bei der Entwicklung Guayaquils stellt Erik Swyngedouw auf wechselnde Interessen wirtschaftlicher Eliten ab. Valerie Viehoff betont für Tanger die Konflikte zwischen rivalisierenden Kolonialmächten, die Fortschritte erst nach der Unabhängigkeit Marokkos erlaubten. Matthew Gandy stellt die Situation in Lagos in den Kontext der Entwicklungsphasen des Landes. Offen bleibt jedoch, ob und wie sich diese Einsichten in die Besonderheiten der Einzelfälle wieder zu verallgemeinerbare Thesen über strukturelle Probleme zusammenfügen lassen, die beispielsweise Aussagen über handlungsleitende Differenzierungslinien und Entwicklungstypen zulassen würden.

Das Buch ist Ergebnis einer Tagung und teilt mit anderen Tagungsbänden viele Stärken, aber auch einige Schwächen: Die Übersicht über unterschiedliche Themen und die Einblicke in verschiedene, mitunter konträr zueinander

verlaufende Forschungsperspektiven und disziplinäre Herangehensweisen machen seinen Reiz aus. Diese Breite wird mit einer gewissen Unausgewogenheit erkauft, die durch die geschickte Schwerpunktbildung der vier Kapitel jedoch weitgehend aufgefangen wird.

So haben die Beiträge, die sich auf die Entwicklung und Auflösung „der“ Moderne „der“ Industrieländer beziehen, räumlich überwiegend einen Bezug auf Deutschland und hier wiederum einen Schwerpunkt, der um Berlin kreist. Zwischen den verschiedenen Fallstudien und den Beiträgen, die auf einem hohen Abstraktionsniveau umfassende Interpretationen der Veränderungen von Leitbildern der Wasserinfrastrukturen und „der“ modernen Stadt anbieten, besteht ebenfalls ein gewisses Spannungsverhältnis. Das Kapitel zu den Problemen der Megacities des Südens lässt die gewaltigen Unterschiede zu den Herausforderungen erkennen, denen unsere Städte in der Reorganisation der Wasserversorgung gegenüberstehen. Dieser Kontrast wird aber in keinem Beitrag reflektiert oder im Zusammenhang behandelt. Auch die ökologische Dimension blitzt in den meisten Themen jeweils nur als Randbedingung auf.

Entscheidend für die Qualität des Bandes ist aber das hohe Niveau der einzelnen Beiträge, die ihr jeweiliges Thema souverän und detailliert vorstellen. Viele von ihnen bieten neue Sichtweisen an, die das notwendige Quentchen über den bisherigen Erkenntnisstand hinausgehen. Insgesamt ist es ein lohnendes Buch, das einer deutschen Leserschaft einen gelungenen und nuancierten Überblick über die Entstehung der hiesigen städtischen Wasserinfrastrukturen und ihrer aktuellen Probleme gibt. Dieser Fokus erfährt durch das Kapitel zu den Megacities eine wertvolle Erweiterung und Kontrastierung.

Winfried Osthorst

Frigant, Vincent; Kechidi, Med; Talbot, Damien (2006): *Les territoires de l'aéronautique*. Paris: Verlag L'Harmattan. 250 Seiten. ISBN 2-296-00271-4. Preis: 22,50 Euro

Pfähler, Wilhelm; Lublinski, Alf Erko (2003): *Luftfahrt-Cluster Hamburg/Norddeutschland*. Frankfurt/M.: Verlag Peter Lang. 253 Seiten. ISBN 3-631-50876-X. Preis: 32,- Euro

Es kommt selten vor, dass Publikationen der Stadt- und Regionalforschung eine direkte Antwort auf aktuelle Krisen sind. Räumliche Strukturveränderungen haben einen anderen, langsameren Rhythmus; deshalb dominieren in der sozialwissenschaftlichen Raumforschung eher langfristige Analysen. Allerdings führen die Ausbrüche krisenhafter Entwicklungen oft eine tiefere, teilweise verdeckte Problemladung mit sich, die durchaus von raumwissen-

schaftlichen Studien erfasst werden können. So ist es auch bei den beiden hier vorliegenden Publikationen zur Restrukturierung der französischen und deutschen Luftfahrtindustrie. Beide Bücher wurden vor der gegenwärtigen Airbus-Krise verfasst (2006 bzw. 2003), aber nach ihrer Lektüre versteht man besser, dass diese Krise nicht aus heiterem Himmel kam. Sie eröffnen einen doppelten – französischen und deutschen – Blick auf ein ausgesprochen anspruchsvolles Handlungsfeld. Hinter dem überschaubaren Objekt „Flugzeug“ überlagern sich unterschiedliche Branchen, verschiedene wirtschaftliche und politische Akteure und komplexe Bildungsprozesse von Kapital und Wissen. So findet man auch unter den „Zulieferungen“ ausgesprochen komplexe Systeme (wie z.B. die Bordelektronik), die nur von großen Weltunternehmen hergestellt werden können, die wiederum gar nicht ausschließlich dem Flugzeugbau zuzuordnen sind. Die Entwicklung und die Lebensdauer eines Flugzeugmodells sind sehr lang; noch langfristiger ist der Wissensaufbau. So macht es die geforderte Exzellenz notwendig, erhebliche Vorleistungen zu erbringen und auch Fehlschläge und Verluste zu ertragen. Hier sind nicht nur stabile Unternehmenskooperationen, sondern auch ein strategiefähiger Staat und eine besondere „Leistungskultur“ der Mitarbeiter gefordert.

Dies ist der Problemhintergrund, vor dem die beiden Bücher einen Transformationsprozess schildern. Beide tun dies aus einer regionalen Perspektive. In „Les territoires de l’Aéronautique“ von Vincent Frigant, Med Kechidi und Damien Talbot werden die beiden südwestfranzösischen Regionen Aquitaine und Midi-Pyrénées, in denen neben der Hauptstadtregion Ile-de-France der Hauptanteil der französischen Luft- und Raumfahrtindustrie angesiedelt ist, analysiert. Wilhelm Pfähler und Alf Erko Lublinski betrachten das „Luftfahrtcluster Norddeutschland“ (Hamburg, Niedersachsen, Bremen, ohne Schleswig-Holstein), das neben Süddeutschland den zweiten deutschen Luftfahrtschwerpunkt bildet – die Rolle der Hauptstadtregion ist in Deutschland signifikant geringer. Beide Bücher beschreiben einen durchaus ähnlichen Vorgang: Der ursprünglich in einem Gesamtunternehmen integrierte Flugzeugbau (in Frankreich spricht man vom „System Arsenal“) wird zwischen Kernkompetenz und Zulieferungen aufgeteilt, wobei diese Verschlankung zunehmend auch die Forschung und Entwicklung erfasst. Zulieferfirmen nehmen an der Entwicklung eines neuen Flugzeugmodells von Beginn an teil. Dazu kommen zahlreiche kleinere Dienstleister (Ingenieurbüros, Software-Entwickler) und die öffentlichen Forschungsinstitute und Hochschulen. Es bildet sich ein kompliziertes Geflecht von Beziehungen und Bindungen heraus.

Aber dies Geflecht – das ist ein entscheidender Befund beider Bücher – ist keineswegs ein Selbstläufer, bei dem man nur auf die Symmetrie gegenseitiger Bindung durch Kooperation und Kommunikation zu setzen braucht. Vielmehr zeigt sowohl die französische als auch die deutsche Studie, wie schwierig und anspruchsvoll es ist, in die Beziehungen zwischen unabhängigen

gen Akteuren eine strategische Stabilität zu bringen. Im horizontalen Nebeneinander der Unternehmen und Institutionen ergeben sich neue Asymmetrien. Die französischen Autoren zeigen in ihrer Darstellung, die stärker chronologisch geordnet ist, starke Entwicklungsunterschiede zwischen der (von Militär- und Raumfahrtaufgaben geprägten) Region Aquitaine und der in ihrer Vernetzung schon weiter fortgeschrittenen Region Midi-Pyrénées (mit Toulouse als eindeutigem Zentrum). Es ist auch interessant zu erfahren, dass der in Frankreich „von oben“ initiierte Weg der Dezentralisierung tatsächlich zu einem eigenständigen regionalen Entwicklungspfad geführt hat – mit einer starken Zentrierung auf die Metropolregion Toulouse. Die deutschen Autoren, die eine Clusterstudie auf Basis einer Unternehmensbefragung vorlegen, diagnostizieren eine kritische Schwelle, über die die Luftfahrtindustrie in Norddeutschland noch nicht hinweggekommen ist: Hier ist es noch nicht gelungen, größere Systemlieferanten zu bilden, obwohl sich eine spezifische Systemkompetenz („Kabinensysteme“) durchaus anbietet. Die Ausbildung größerer Unternehmens-Akteure neben Airbus ist in Hamburg weniger stark als in Toulouse. Ebenso ist die Konzentration von Forschungsinstituten und Hochschulen in luftfahrtaffinen Feldern hier erheblich geringer als in Toulouse. Beiden Büchern gemeinsam ist, dass sie nicht von einer abgeschlossenen Transformation berichten sondern von einer Baustelle. Die gegenwärtige Airbus-Krise erscheint vor diesem Hintergrund eben nicht als Untat der üblichen Verdächtigen („Missmanagement“, „Unflexible Belegschaft“), sondern als Folge eines tieferen Problems der Komplexitätsbewältigung.

Bei der Lektüre bleibt freilich der Eindruck, dass die Antwort auf wichtige Fragen noch offen ist, weil letztlich nur die formellen Handlungsstrukturen und expliziten Wissensformen betrachtet werden. Aber gerade im deutsch-französischen Vergleich ahnt man, dass da informelle und implizite Formen eine erhebliche Rolle spielen. Warum gelang in Frankreich die Bildung von Systemlieferanten leichter? Warum wurden dezidierte Verlagerungen in der Hochschullandschaft mit starker Konzentration auf Toulouse öffentlich akzeptiert? Was verleiht den komplexen Netzwerken zwischen großen und kleinen Akteuren ihren Zusammenhalt? Hier sind offenbar Milieubindungen und kulturelle Orientierungen im Spiel, die über kritische Schwellen hinweghelfen. Sie bleiben freilich in den beiden Publikationen weitgehend verdeckt, weil die Möglichkeiten qualitativer Sozialforschung noch nicht ausgeschöpft werden.

Bedeutsam ist, dass beide Autorengruppen dem räumlichen Zuschnitt der Vernetzung eine erhebliche Rolle geben. Die vielen Bestandteile und Akteure der heutigen Luftfahrtindustrie haben nicht nur die integralen Großunternehmen gesprengt, sondern auch die einfachen Zulieferer-Hierarchien. Das weit verzweigte Liefer- und Kompetenzfeld, das sich an einigen (wenigen) Luftfahrtindustrie-Standorten gebildet hat, braucht zur Bündelung offenbar das relativ unscharfe Medium des Raums. So scheint der (mit Öffnungen durch-

setzte) regionale Raum (französisch das „territoire“) mit seinen urbanen Zentralpunkten Toulouse und Hamburg die eigentliche Kontinuität im Wechselspiel der Beziehungen zu bilden. Diese regionale Verräumlichung darf freilich nicht als ein System der Gleichheit verstanden werden. Die Selektionszwänge der Exzellenz verhindern eine Gleichverteilung und führen zu starken Asymmetrien in der räumlichen Verteilung. Dennoch sind die „Territorien der Luftfahrt“ offener als die geschlossenen Anlagen des Arsenal-Systems. Der patriarchalische Standpunkt des „Herr im Hause“ (und seine gewerkschaftliche Entsprechung des „closed shop“) kann hier nicht mehr erfolgreich eingenommen werden.

Gerd Held

Glock, Birgit (2006): Stadtpolitik in schrumpfenden Städten.

Duisburg und Leipzig im Vergleich. Reihe Stadt, Raum und Gesellschaft Band 23, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. ISBN: 978-3-531-15171-7. 230 Seiten.  
Preis: 32,90 Euro

In den letzten Jahren hat sich ein allmählicher Wandel der Aufmerksamkeit stadtpolitischer Forschung vollzogen: Mit den anhaltenden Bevölkerungsverlusten ostdeutscher Städte und deren Folgen sind schrumpfende Städte zum Gegenstand geworden. Die Kernfrage der lokalen Politikforschung in diesem Zusammenhang ist, ob sich in schrumpfenden Städten andere Ansätze der Stadtentwicklungspolitik als in wachsenden herausbilden. Leider ist die politikwissenschaftliche Auseinandersetzung mit Schrumpfung bislang noch eher punktuell erfolgt. Erfreulicherweise gibt es aber inzwischen einige wenige Monographien, die sie in den Mittelpunkt stellen. Birgit Glocks aus einer Dissertation hervorgegangene Studie zu Duisburg und Leipzig ist eine davon.

Der vergleichende Ansatz, der sich zwei zunächst völlig unterschiedlich scheinenden Städten zuwendet, macht neugierig: Duisburg ist seit Jahrzehnten als schrumpfend bekannt, und selbst politikwissenschaftlich Uninteressierte werden die Stadt – obwohl die bedeutendsten Stahlstandorte Deutschlands heute in Duisburg zu finden sind – zu Recht mit dem Niedergang der Montanindustrie assoziieren. Leipzig kann dagegen seit der Vereinigung als die Verkörperung der notorischen Kohlschen „blühenden Landschaften“ gelten – mit all ihren Wechselbädern, vor Ort ablesbar im verordneten subventions- und abschreibungsgetriebenen Aufschwung der Neuen Messe auf der Grünen Wiese und der Schneiderschen blattvergoldeten innerstädtischen Messespalais, in der autosuggestiven, aber nichtsdestoweniger kläglich gescheiterten Olympia-Bewerbung, der Vielfalt von Ansätzen des Stadumbaus

und den spektakulären Ansiedlungen von Porsche und BMW, die den dramatischen Verfall leer stehender Altbausubstanz im perspektivenarmen Leipziger Osten aber nicht aufhalten konnten.

Die Autorin geht in ihrer Arbeit vor allem der Frage nach, ob es auf lokaler Ebene möglich ist, innovative Strategien zum Umgang mit der Schrumpfung zu entwickeln. Diese Ansätze vermutet sie vor allem in Leipzig und weniger in Duisburg, so dass die Gegenüberstellung der beiden Städte darauf abzielt, die Gründe für ihre vermutete Unterschiedlichkeit herauszuarbeiten.

In ihren beiden Grundlagenkapiteln zu städtischen Schrumpfungsprozessen und zur Politik in schrumpfenden Städten ordnet die Autorin ihre Fragestellung gut in die Erkenntnisse und Tendenzen der lokalen Politikforschung ein. Sie verweist auf die Wachstumsfixierung der meisten handlungszentrierten Ansätze, die vor allem Kontinuitäten in der Stadtpolitik erklären. Die Einbeziehung von ideenzentrierten Ansätzen soll dazu dienen, auch politischen Wandel erklärbar zu machen. Der breite Überblick führt knapp in die Vielfalt der Theoriezweige ein. Das auf den vorgeführten Theoriebestandteilen aufsetzende Analysemodell, das die Autorin im Anschluss entwickelt, erscheint dem Gegenstand zwar angemessen, erlaubt aber kein tiefer gehendes Verständnis städtischer Politik, wie es etwa neuere Untersuchungsprogramme zur Governance-Forschung versprechen (vgl. weiterführend hierzu Nuissl/Heinrichs 2006). Das folgende, mit Zahlen, Daten und Fakten gespickte Einführungskapitel zu den beiden Fallstudienstädten liefert den zum Verständnis notwendigen historischen und allgemeinpolitischen Kontext.

Mit ihren daran anschließenden Ausführungen zu den Instrumenten und Strategien der beiden Städte bietet die Autorin einen Überblick über die „Schauplätze“ der Stadtentwicklungspolitik. Sie macht deutlich, dass der Wohnungspolitik in Leipzig ein viel größerer Stellenwert zukommt als in Duisburg. Diese Sichtweise setzt sich auch in der Akzentsetzung der nächsten Kapitel fort und prägt die gesamte Arbeit. Im Prinzip findet sich hier bereits ein wesentliches Resultat der Arbeit: Duisburg betreibt vor allem Wirtschaftsförderung, Leipzig ist dagegen dazu gezwungen, auch wohnungsbezogenen Stadtumbau in Zeiten der Schrumpfung zu betreiben. Dass dies zu anderen Politikmustern führt, ist nahe liegend. Ihr Auftreten soll durch die eingeführten Theorieansätze erklärt werden.

Bei der Untersuchung der Diskussions- und Entscheidungsprozesse konzentriert sich die Autorin stark auf die öffentlichen Akteure. Die Darstellung der lokalen Akteurskonstellationen bleibt weitgehend beschreibend, und die Autorin fällt hinter ihren eigenen, im Theoriekapitel aufgemachten Anspruch zurück, die konventionelle, auf das Verhältnis von Rat und Verwaltung orientierte deutsche Tradition der lokalen Politikforschung zu überwinden. Ein Verständnis von Governance blitzt lediglich beim Hinweis auf die Rolle der IHK in Duisburg und der Wohnungsbaugesellschaften in Leipzig als politische Blockademacht durch. Die Untersuchung der Interaktionen zwischen



den Sphären gesellschaftlicher Politikformulierung ist allerdings relativ grob, und das in der Arbeit vielfach thematisierte klassische Verhältnis zwischen Verwaltung und Rat wird in seiner Bedeutung für die Ausgestaltung der Stadtumbaupolitik überschätzt.

Im abschließenden Kapitel hofft man auf eine tiefer gehende theoretische Einbindung der gewonnenen Erkenntnisse. Leider ist die aufgemachte Unterscheidung der beiden Städte im Hinblick auf ihr Politiklernen – single-loop learning in Duisburg und double-loop learning in Leipzig – äußerst holzschnittartig und eher deskriptiv. Die Autorin wird an dieser Stelle überdies erstaunlich normativ, wenn sie eine aktive Auseinandersetzung mit der Realität der Schrumpfung als einen angemessenen Politikansatz betrachtet, ohne nach der Art dieser Auseinandersetzung zu fragen.

Wie zahlreiche andere Arbeiten versucht auch diese, eine Governance-Konstellation für die gesamte Stadtentwicklungspolitik zu identifizieren. Dabei wird nur unzureichend zur Kenntnis genommen, dass es zu ein und derselben Zeit in einer Stadt unterschiedliche Politikmodi geben kann, die jeweils ein bestimmtes Politikfeld strukturieren, also insbesondere Wirtschaftsförder- und Wohnungs- und Stadtteilpolitik unterschiedlich ausgestalten. Übertragen auf die Fälle Duisburg und Leipzig könnte man hieraus ableiten, dass Duisburg selbstverständlich wachstumsorientierte Wirtschaftsförderpolitik macht und Leipzig dies ebenso tut, aber überdies mit dramatischen Wohnungsleerständen umzugehen hat, die die Funktionsfähigkeit des Wohnungsmarkts ernstlich bedrohen. Mit anderen Worten: Die Autorin wirft an keiner Stelle die Frage auf, ob nicht in Duisburg Schrumpfung dadurch zu anderen Politikformen geführt hat, dass der steigende Wohnflächenkonsum pro Kopf über Jahre Wohnungsleerstände begrenzt hat und hierdurch keine innovativ anmutende, schrumpfungsorientierte „Leerstandspolitik“ erforderlich war. Ein weiterer interessanter, von der Autorin aber zu knapp behandelte Seitenaspekt wäre in diesem Zusammenhang, dass sich Duisburg als Stadt der Großkonzerne im Montanbereich in einer bestimmten Tradition der Großprojekte sieht und offenbar in einer „nachindustriellen“ Ära stadtpolitisch nicht erfolgreich auf eine neue Gründerzeit in der Wissensgesellschaft à la Silicon Valley o.ä. umzuschalten in der Lage ist.

Es ist durchaus interessant, wie in Leipzig besonders frühzeitig ein differenziertes und der wirtschaftlichen und demographischen Krise angemesseneres Verständnis als in Duisburg entstanden ist. Dies als besonders überraschenden und im Vergleich zu Duisburg beachtlichen Lernprozess zu interpretieren, wäre jedoch vorschnell. Immer wieder wird mit Blick auf die Leistungen des Stadtumbaus in Leipzig vergessen, dass es sich bei der Stadt um die einwohnerstärkste und städtebaulich mit die komplexeste Stadt Ostdeutschlands (Berlin ausgenommen) handelt, auf die überdies stets die Aufmerksamkeit der Fachöffentlichkeit gerichtet war. Im Vergleich mit Duisburg überrascht außerdem nicht, dass für Standorte mit erheblicher Zugriffsmög-

lichkeit der öffentlichen Hand (im Wohnungsbestand, auf altindustriellen Flächen, auf der Grünen Wiese) die Stadtentwicklungspolitik mehr Ideen entwickelt als in Duisburg, wo zahlreiche Flächen einfach von den global agierenden Konzernen der Montanindustrie liegen gelassen werden und dem Markt der Grundstücksverwertung – und der Ideen – gar nicht zur Verfügung stehen. Das soll keineswegs die Ideen der Leipziger schmälern oder die Duisburger Politik loben. Als ergänzende Erklärungsbestandteile für die vorgefundenen Phänomene sind diese Rahmenbedingungen jedoch nicht zu vernachlässigen.

Die Arbeit bietet mit ihrem klaren Aufbau und ihrer gut nachvollziehbaren Darstellung vor allem für Studierende einen guten Einstieg in die aktuellen Debatten der lokalen Politikforschung, die angesichts der Herausforderungen schrumpfender Städte offenbar neue Wege beschreiten muss, will sie das vielfältige Panorama der sich herausbildenden Ansätze angemessen erfassen. Eine echte Verknüpfung der vorgestellten Theorieansätze findet aufgrund der begrenzten Untersuchungstiefe eigentlich nicht statt, ein weiterführender Beitrag zur Theoriebildung ist ebenfalls nicht erkennbar. Dabei hätten Versuche doch nahe gelegen, die handlungs- und ideenzentrierten Ansätze in ein übergreifendes Erklärungsmodell einzubetten, das Hypothesen darüber aufstellt, wann die jeweiligen Ansätze besonders produktiv zur Interpretation von Stadtpolitik sind: Duisburg ließe sich möglicherweise mit den handlungszentrierten Ansätzen gut abbilden, Leipzig dagegen – wenn man den Ergebnissen der Autorin traut – eher mit den ideenzentrierten. Warum? Hier bleibt noch viel Stoff für weitere Untersuchungen von Schrumpfungspolitik, die die Autorin mit ihrem Vergleich hoffentlich anregen kann.

## Literatur

Nuissl, Henning / Heinrichs, Dirk (2006): Zwischen Paradigma und heißer Luft: Der Begriff der Governance als Anregung für die räumliche Planung. In: Altröck, Uwe / Güntner, Simon / Kuder, Thomas / Huning, Sandra / Nuissl, Henning / Peters, Deike (Hrsg.) (2006): Sparsamer Staat – schwache Stadt? Berlin, S. 51-72

Uwe Altröck

**Menzl, Marcus (2007): Leben in Suburbia. Raumstrukturen und Alltagspraktiken am Rand von Hamburg. Frankfurt/M., New York: Campus. EAN: 9783593385389. 445 S. Preis 49,00 Euro**

Der Frankfurter Sozialpsychologe und leidenschaftliche Städter Alexander Mitscherlich skizzierte im Jahr 1965 in seinem berühmten Pamphlet „Die Unwirtlichkeit unserer Städte“ eine denkbare Kompromisslösung für stadt-

müde, aber auf die kulturellen und ökonomischen Annehmlichkeiten der Großstadt nicht verzichten wollende, finanzkräftige Bürger. Diese sollen in Suburbia Natur kaufen, einzäunen und fortan Landbewohner spielen. Der Zyniker Mitscherlich erkennt als weiteren Vorteil neben dem „Leben in der Natur“ eine einhergehende Reduktion in der Komplexität zwischenmenschlicher Beziehungen. Mit Einzug in die Vorstadtidylle entsteht die liebende Vorortgattin, die ihren City-pendelnden Gatten abends als einen Zugereisten auf der heimischen Scholle empfängt. Die (maskuline) Idylle ist perfekt.

Mitscherlichs' Pamphlet ist im Laufe der Zeit vergilbt und die Suburbia gewachsen. Der suburbane Raum umfasst momentan ein Drittel des gesamten Siedlungs- und Verkehrsflächenwachstums in der Bundesrepublik Deutschland. Interessant ist in diesem Zusammenhang, dass über die Lebensformen und Alltagspraktiken der Suburbaniten bis zum heutigen Zeitpunkt wenig mehr bekannt ist, als Mitscherlich schon 1965 spöttisch kontestizierte. In diese Forschungslücke stößt die Dissertationsschrift des Hamburger Soziologen Marcus Menzl. Dieser erkennt in dem unerforschten Alltagsleben der Suburbaniten nach ihrem Umzug in die Vorstadt ein breites Forschungsfeld und versucht, die identifizierte Lücke zu schließen. Sein Hauptanliegen fokussiert die Strategien, mit denen Akteure sich bemühen, nach einem erfolgten Umzug in den suburbanen Raum die unweigerlich entstehende Spannung zu lösen, die aus der Konflikthaftigkeit des plötzlichen Aufeinandertreffens eines fordistischen Wohnmodells mit einem überwiegend postfordistischen Lebensmodell resultiert. Das Ziel des Hamburger Soziologen ist mithin eine ethnografische Studie der Lebenswirklichkeit des homo suburbanis.

Studien zur Suburbanisierung existieren im deutschsprachigen Raum einige. Menzl strukturiert zu Beginn seiner Arbeit die bereits zum Thema vorliegenden Ergebnisse und ordnet sie sechs Kategorien zu, drei zum Themenkomplex „Suburbanisierung als Prozess des Suburbanisierens“ und drei der „Suburbia als die Beschaffenheit der suburbanen Räume“. Es stellt sich schnell heraus, dass die Suburbanisierung als Prozess, individuelle Entscheidung und planerische Herausforderung in Deutschland vertieft untersucht ist. Die Suburbia und ihre Beschaffenheit ist hingegen weder in ihren historischen Strukturen, sozialen Prozessen noch als Gestaltungsfeld nach Maßgabe des Autors hinreichend erforscht. Es fehlen vor allem Analysen von sozialen Dynamiken in den suburbanen Gemeinden.

Um an dieser Stelle Abhilfe zu schaffen, optiert Menzl für eine empirische Studie in der Tradition der „Grounded Theory“ nach Glaser/Strauss. Dieses hermeneutische Vorgehen ohne eine hypothesengeleitete Einengung des Forschungsgegenstandes erscheint konsequent, zieht man das vom Autor skizzierte bisherige Wissen zu sozialen Prozessen in der Suburbia hinzu. Barney Glasers' und Anselm Strauss' Paradigma der „Grounded Theory“ zielt besonders auf den Begriff des Wandels als Entdecken grundlegender Prozesse, die diesen Wandel erst bedingen sowie auf deterministische Vorstellungen

sozialer Wirklichkeit. Die „Grounded Theory“ bestreitet nicht die Existenz struktureller Bedingungen und Einschränkungen des menschlichen Handelns, sondern betont die Möglichkeit der Akteure, unter verschiedenen Eventualitäten zu wählen und damit auf die strukturellen Rahmenbedingungen zurückzuwirken. Mit diesen Basisannahmen erscheint sie als geeignet für eine explorative Studie in einem Themenfeld, über das bisher wenig empirisch ausgesagt werden kann. Menzl konzentriert sich in seiner Arbeit auf eine einzige Gemeinde im nördlichen Umland von Hamburg, Henstedt-Ulzburg, und stützt seine Analysen im Wesentlichen auf 45 problemzentrierte Interviews mit Suburbaniten, die sporadisch durch weitere Methoden ergänzt werden, wie Experteninterviews mit lokalen Entscheidungsträgern, eigenen Spaziergängen durch die Kommune und teilnehmender Beobachtung bei einer Neubürgerrundfahrt.

Die gewonnenen empirischen Ergebnisse decken interessante Ambivalenzen in den Entscheidungen für ein Leben im suburbanen Raum auf. Wandlungsmotive und -hemmnisse in die Suburbia variieren in einem Spannungsfeld, das von den Eckpunkten Finanzen, Sozialprestige, Wohnbiografie und alltägliche Lebensqualität konturiert wird. Menzl typisiert anhand dieser Vorgabe spezifische Konstellationen von Motiven und Hemmnissen, die in eingängigen Schemata in der Monographie visualisiert sind. Es fällt auf, dass die Wahl der Gemeinde häufig auf der Grundlage geringen Wissens getroffen wird und mitunter auf Gerüchten und nicht überprüften Hinweisen von Bekannten beruht. Diese Form der Entscheidungsfindung entgeht den bekannten Wandlungsmotivbefragungen, die Menzl zu Recht aufgrund ihres Formalismus kritisiert. Das Ergebnis markiert zugleich eine Stärke des gewählten Ansatzes.

Um den Alltag der Suburbaniten begrifflich zu fassen, recurriert Menzl auf das an Max Weber angelehnte Konzept der „alltäglichen Lebensführung“. Mit dieser Wahl subsumiert er die „Gesamtheit aller Tätigkeiten im Alltag“ (S. 177) der Probanden. Das Ziel dieser theoretischen Setzung ist es, die Eigenlogik der Handlungsrahmen der Akteure in Suburbia zu eruieren, d. h. die nicht beabsichtigte innere Logik des Handelns unter den Zwängen der realisierbaren Möglichkeiten im suburbanen Raum zu untersuchen. Menzl skizziert dabei besonders den Alltag der Frauen in Suburbia als stark durch äußere Zwänge strukturiert. Die sozialen Rahmenbedingungen führen dazu, dass die Frauen in eine „klassische“ Rollenverteilung gedrängt werden, da vor Ort nur geringe Erwerbs- und Kinderbetreuungsmöglichkeiten bestehen. Konträr dazu leben die Männer häufig „in zwei Welten“ (S. 194), der meist in Hamburg gelegenen Berufswelt und der Familienwelt in Suburbia. Menzl gelingt es, die in dieser Konstellation verborgenen Konfliktlagen aufzuzeigen, da es häufig zu einer Entfremdung der Ehepartner und damit einhergehend zu einer Entfremdung mit dem Wohnort kommt. Man versteht sich nicht mehr, die Probleme des anderen sind nicht mehr die eigenen. Neben diesen in der Fa-

milie selbst entstehenden Konflikten stehen die Bewohner in einem beständigen Ringen um die Etablierung, der Weiterentwicklung und der Anerkennung von sozialen Normen und Verhaltensstandards. Die sozial homogenen Nachbarschaften tragen Statuskonkurrenzen aus, die über den jeweiligen Umgang mit kollektiven Normen entschieden werden und die gleichzeitig die Etablierung und Weiterentwicklung der kollektiven Normen zum Ergebnis haben. Menzl identifiziert als mächtigstes Instrument dieser intrasuburbanen Normalisierung den Klatsch. Die sozialen Normen wie Familienorientierung etc. bestehen dabei bereits vor dem Umzug nach Henstedt-Ulzburg. Die Suburbia und ihre Lebenswirklichkeit ist somit ein Ergebnis der Selbstselektion der zuziehenden Akteure und kein erst in Suburbia entstehender Kontexteffekt, analog zu den Ergebnissen amerikanischer Autoren.

Menzls eigener Bewertung seiner Studie, dass „der hier gewählte Zugang zum ‚Innenleben‘ suburbaner Gemeinden – die Strukturen des Alltags der Bewohner – (...) sich dabei in hohem Maße bewährt“ (S. 414) habe, ist hingegen lediglich in Teilen zuzustimmen. Die Kernergebnisse der Arbeit, dass die Suburbaniten den Interessen der Kinder zentrale Bedeutung zumessen, sich auf die Familie und das Eigenheim konzentrieren, die Nachbarschaften eine starke bauliche, lebenszyklische, normative und soziale Homogenität aufweisen, vor allem die Frauen für die soziale Integration verantwortlich sind und sich damit eine Suburbanität als Lebensform konturiert, sind sicherlich bedeutsam. Doch lassen sich zwei Fragen an die Studie stellen. Die Methodik zeigt sich elaboriert. Es ergibt sich jedoch das Problem, ob die Untersuchung eines so komplexen Gegenstandes wie „Alltag“ nicht eine stärkere Betonung auf teilnehmende Beobachtung, z. B. in Form einer ethnografischen Feldstudie als Ergänzung zu den verbalen Interviews, bedurft hätte, um weitergehende Aspekte zu eruieren. Ein Vorteil dieses Vorgehens läge u. U. darin, die interviewimmanente Zensur durch die Probanden zu umgehen, die nichts preisgeben, was sie nicht preisgeben wollen. Darüber hinaus fehlt mitunter eine theoretische Rückbindung oder zumindest eine Einordnung der gewonnenen Ergebnisse in die Literatur, was der Leitidee der „Grounded Theory“ nicht widersprochen hätte. Der Leser wäre in diesem Fall nicht ausschließlich auf sein Vorwissen verwiesen. Dessen ungeachtet stellt die umfangreiche Studie von Menzl einen innovativen Beitrag zur Suburbanisierungsforschung in Deutschland dar.

Peter Dirksmeier

Stanton, Cathy (2006): *The Lowell Experiment. Public History in a Postindustrial City*; Amherst and Boston: University of Massachusetts Press. ISBN: 1558495479. 304 Seiten. Preis: \$ 24.95 (paper)

Das Buch von Cathy Stanton ist eine anthropologische Studie über ein (relativ) frühes, innovatives Projekt der ökonomischen Erneuerung, das für viele weitere Projekte in den USA beispielgebend war. Untersucht wird die Transformation eines alten Textilstandortes (in der Nähe von Boston) zu einer postindustriellen Stadt. Das Besondere an der Untersuchung ist der ethnologische Blick auf die Akteure in dem Projekt, insbesondere auch auf die Vertreter der *public history*.

Das Buch hat drei Teile. Im ersten erörtert Stanton ihren Ansatz und setzt Lowell in Bezug zur Public-History-Bewegung. Im zweiten Teil werden drei Touren durch Lowells *National Historical Parc* (NHP) zum Aufhänger für die Analyse jeweils spezifischer Aspekte des Projektes. Im dritten Teil wird die ethnologische Analyse vertieft. Durch das gesamte Buch sind Erzählungen, Beobachtungen, statistische Daten, Rekonstruktionen der fernen und nahen Vergangenheit, Beschreibungen von Akteuren und Analysen von Akteurskonstellationen miteinander verwoben. Dieses komplexe Gewebe kann und soll hier nicht nachgezeichnet werden; die folgende Darstellung beschränkt sich darauf, zentrale Fäden aufzuzeigen.

### Was ist das Lowell-Experiment?

Das heutige Lowell-Experiment einer ‚kulturgeleiteten Neuentwicklung‘ knüpft an ein früheres Experiment an: Der Textilstandort, der von einer Bostoner Unternehmergruppe entwickelt wurde, stellte in seiner Anfangszeit in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts so etwas wie das Modell eines ‚humanen Kapitalismus‘ dar. Die extreme Ausbeutung des englischen Kapitalismus sollte hier nicht stattfinden. Beschäftigt wurden die Töchter von New England Farmern, die *mill girls*; die Arbeitsbedingungen waren relativ günstig und die Unterbringung in den eigens errichteten Boardinghouses war gut. Die Stadtentwicklung insgesamt konnte als eine gelungene Balance zwischen Natur und Industrie bezeichnet werden. Lowell wurde zum *showplace*, besucht von Politikern, Berühmtheiten und Touristen. Nach zwanzig Jahren allerdings war der Investitionsvorsprung verbraucht. Die Arbeits- und Lebensbedingungen verschlechterten sich; mehr und mehr Einwanderer wurden in den Textilfabriken beschäftigt und in der Stadt entstand ein Einwandererviertel.

Das heutige Experiment ist aus den Reaktionen auf den Prozess der De-Industrialisierung in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts hervorgegangen.

Bis Mitte der 1960er Jahre hatte man in Lowell wie andernorts versucht neue Industrien anzuziehen und man hatte die damals übliche Strategie der städtischen Erneuerung verfolgt, d.h., viele alte Fabrikgebäude waren abgerissen worden. Dann wuchs das Interesse an der Bewahrung des kulturellen Erbes. Der *National Historic Preservation Act* (1966), sowie die Ausdifferenzierung der *public history* (die u.a. eine Reaktion auf Beschäftigungsengpässe für Historiker war) sind allgemeine Einflussfaktoren, die für Lowell bedeutsam wurden. In einem langen, noch immer andauernden Prozess entwickelten verschiedene Akteure das Konzept einer ‚Kultur geleiteten Stadterneuerung‘. Die Kanäle (Energiequellen der Fabriken), Fabrikgebäude, Wohnhäuser und auch das Einwandererquartier wurden zu einem Ausstellungsraum verknüpft. Die so ausgestellte Stadt soll nicht nur Museum sein, vielmehr wird mit der Geschichte zugleich der Wandelungsprozess als solcher präsentiert und in der Präsentation vollzogen. Das Kernstück ist der 1978 gegründete *National Historical Parc* (NHP); auf ihn konzentriert sich auch die Untersuchung Stantons.

### Das Lowell-Experiment gegen den Strich gelesen

Wie können frühere Industriestädte ihre Geschichte ausstellen um damit Touristen anzuziehen, ohne Widersprüche und Konflikte dabei auszuradieren? Diese Frage steht hinter der Untersuchung Stantons. Besonderes Augenmerk richtet sie dabei auf die Vertreter der *public history*. Diese neue und in der Disziplin durchaus umstrittene Richtung der Geschichtswissenschaft zielt auf die Förderung der öffentlichen Auseinandersetzung mit der Geschichte. Stanton untersucht (u.a.) mit Methoden der teilnehmenden Beobachtung die Realität dieses Ansatzes in Lowells NHP. Einer der thematischen Schwerpunkte des Parks ist „Arbeit“. Stanton hat hier klare Vorstellungen, was ein kritisches Projekt leisten müsste: es müsste eine Übertragung historischer Erfahrungen in die Gegenwart ermöglichen und größere Zusammenhänge in den Blick bringen. Beides geschieht faktisch in Lowell allerdings nicht. In der Präsentation wird die harte Arbeit früherer Zeiten den deutlich besseren Arbeitsbedingungen heute gegenübergestellt; Fortschritt ist ein Leitmotiv des NHP, die zyklische Natur kapitalistischer Entwicklung wird ignoriert. Ebenso ignoriert wird die Realität der Arbeit an anderen Orten der Welt und ihr Zusammenhang mit der Entwicklung in Lowell, obwohl diese Verbindungen leicht herzustellen wären. Beispielsweise wurden die Maschinen, an denen die früheren Arbeitsvorgänge im Park vorgeführt werden, für die Ausstellung von solchen Orten geholt, an denen sie heute noch in gewöhnlichem Gebrauch sind. Doch dies wird bei den Führungen nicht erwähnt. Neben diesem (nicht völlig überraschenden) Befund arbeitet Stanton eine Eigenart des Ausstellungskonzeptes heraus: Arbeit wird vor allem am Beispiel der *mill girls*,

also mit Bezug auf die Zeit des ersten Lowell-Experiments thematisiert. Einwanderer werden dagegen als ethnische Gruppen behandelt. Doch auch in Bezug auf ethnische Gruppen wird eine Fortschrittsgeschichte erzählt: die des Aufstiegs. Vor diesem Hintergrund ist es kaum überraschend, dass es nicht gelingt, neue Zuwanderergruppen und ihre Lebensrealitäten in dem Parkkonzept zu repräsentieren.

In der weiteren Untersuchung verfolgt Stanton die Frage, warum das Lowell Experiment so ist, wie es sich zum Zeitpunkt der Untersuchung darstellt. Mit Blick auf die Trennung der Themen „ethnische Gruppen“ und „Arbeit“ kann Stanton aufzeigen, dass die heute tatsächlich weitgehend erfolgreich integrierten Nachkommen europäischer und frankokanadischer Zuwanderer sehr aktiv daraufhin gewirkt haben, dass sie nicht als Opfer präsentiert werden. Diese Selbstbehauptung gegenüber Geschichtsinterpretationen anderer ist aus der Sicht kritischer Historiker durchaus zu begrüßen, doch hat sie im konkreten Fall zur Folge, dass das Thema „ethnische Gruppen“ nicht mehr in seinen konflikthaften Komponenten in den Blick kommt.

Warum aber produzieren die Vertreter der *public history* in Lowell ein insgesamt so wenig kritisches Konzept? Es ist insbesondere diese Frage, bei der Stanton den anthropologischen Blick auf die Fachleute richtet. Dies ist durchaus kein normaler Vorgang, denn ‚Leute wie wir‘ sind für die Forschung tabu, d.h., sie werden anders behandelt als ‚gewöhnliche Informanten‘. Mittlerweile wird dieses Tabu aber kritisch gesehen und so ist auch Stantons Verstoß dagegen möglich. Das Ergebnis ihrer Analyse zeigt, dass sich in der sozialen Herkunft der *public historians* bestimmte Charakteristika des Lowell-Experimentes spiegeln: Sie sind meist die erste (oder zweite) Generation in ihrer Familie, die aufs College gehen konnte. Sie stammen aus Einwandererfamilien, doch spielt die ethnische Herkunft für sie keine große Rolle. Fortschritt ist ein Leitmotiv ihrer Familiengeschichte und angesichts der Prekarität der wirtschaftlichen Situation ist es für sie wichtig, sich der Linearität der Entwicklung zu vergewissern. Es geht auch für sie nicht immer (nur) um Geschichte sondern auch um das Erbe (*heritage*). Diese sozio-ökonomischen und symbolischen Koordinaten teilen die *public historians* mit den lokalen Akteuren in Lowells Entwicklungsprojekt und mit der Mehrzahl der Besucher des Parks. Das Lowell-Experiment ist so gesehen nicht nur eine Ausstellung der Stadt und ihres Wandels, es ist *cultural performance* auch in dem Sinn, dass die Akteure der postindustriellen Gesellschaft darin ihre Selbstverortung vollziehen.



### Ist das Lowell-Experiment erfolgreich?

Zusammenfassend kann man sagen: Insgesamt hat die Stadt in den letzten 20 Jahren sicher eine positive Entwicklung genommen, doch davon können nicht alle gleichermaßen profitieren.

Die Stadt hat Einwohner gewonnen, vor allem weil sie für Leute aus Boston attraktiv geworden ist; die Einwohnerzahl lag 2002 bei 115.000 (offiziell) bis 130.000 (mit nicht registrierten Einwanderern); 1970 waren es rund 92.000 Einwohner. Allerdings gibt es Gentrifizierungsprozesse sowohl im Wohn- als auch im Geschäftsbereich; Arbeitslosigkeit und Armutsquoten sind hoch. Es gab kurzfristig neue, zum postindustriellen Umfeld passende Firmenansiedlungen, doch die bedeutendsten davon waren langfristig nicht erfolgreich. Allgemein ist Lowell heute (wie andere postindustrielle Städte auch) ökonomischen Wechsellagen mit starken Schwankungen ausgesetzt. Die Zahl der Beschäftigten im kulturellen Sektor kann die Verluste im Industriesektor nicht ausgleichen.

Für die Stadterneuerung wurden die derzeit üblichen Instrumente eingesetzt: Steuererleichterungen, öffentliche Zuschüsse, Kreditsicherungen, u.ä. Einige Unternehmer nutzten diese Möglichkeiten in extremer Weise (beispielsweise wurde ein Gebäudekomplex für rund 500.000 Dollar gekauft, mit öffentlicher Unterstützung saniert und für 100 Millionen wieder verkauft). Doch war solch Unternehmenserfolg nicht die Regel; häufig war es nötig, dass die Stadt Räumlichkeiten (wieder) übernahm, weil die Unternehmen sich nicht halten konnten.

Der NHP ist von Bundeszuschüssen abhängig; bislang waren die Akteure in Lowell trotz der allgemeinen Mittelkürzungen erfolgreich in der Einwerbung von Zuschüssen. Dieser Erfolg ist von verschiedenen Faktoren abhängig. Besonders wichtig sind die starken Akteure (aus der Politik, der Wirtschaft und der Zivilgesellschaft) und die engen Vernetzungen zwischen ihnen. Wichtig ist auch, dass es gelungen ist, Lowell als Modell eines erfolgreichen ökonomischen Wandels darzustellen; auch wenn dieses Bild der Wirklichkeit nicht völlig entspricht. Und wichtig ist schließlich, dass das Lowell-Experiment weiter expandiert.

Der Tourismus ist ganz überwiegend Tagestourismus. Jährlich kommen rund 500.000 Besucher zu verschiedenen Festivals (die u.a. vom NHP gesponsert werden); rund 130.000 kommen um die Ausstellungen des Nationalparks zu sehen und ca. 60.000 SchülerInnen und StudentInnen kommen wegen der Bildungsangebote zum NHP.

Als Projekt der public history, im Sinn der Förderung einer kritischen Auseinandersetzung mit der Geschichte, schien Lowell zum Zeitpunkt der Feldphase von Stantons Studie (2000 bis 2002) gemessen an den Erwartungen nur bedingt erfolgreich zu sein. Allerdings gibt es zu dieser Geschichte einen Epilog. Nach der Niederschrift der Studie besuchte Stanton Lowell nochmals und konnte dabei feststellen, dass in der zentralen Ausstellung des

NHP inzwischen vieles von dem zu finden war, was sie gut zwei Jahre zuvor vermisst hatte. Zwar bleibt ein Rest an offenen Fragen. Beispielsweise: Wieso ist es nicht gelungen, die Gewerkschaften aktiv in das Projekt einzubinden? Doch insgesamt kann Lowell nun als Beispiel dafür gelten, dass die schwierige Balance zwischen *heritage* und *history* und damit das Projekt der *public history* auch (weitgehend) gelingen kann. Das Buch jedenfalls ist gut, in weiten Teilen spannend geschrieben und lohnt die Lektüre.

Rosemarie Sackmann

Weiske, Christine; Kabisch, Sigrun; Hannemann, Christine (Hrsg.)  
 (2005): Kommunikative Steuerung des Stadtumbaus.  
 Interessengegensätze, Koalitionen und  
 Entscheidungsstrukturen in schrumpfenden Städten.  
 Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. 217 Seiten.  
 ISBN: 3-531-14358-1. Preis: 21,90 Euro

Eine Fachtagung, mit Unterstützung der Friedrich-Ebert-Stiftung in Chemnitz durchgeführt, bot den Anlass für diese Publikation. Die Fachteilnehmerinnen und -teilnehmer waren disziplinär und nach Praxisfeldern durchmischt: Planungs- und Sozialwissenschaften, Geographie, Vertreter aus freien Büros, der Kommunalpolitik, der Wohnungswirtschaft – eine für die gewählte Thematik günstige Konstellation.

Die zentrale Frage des Bandes mit 10 Beiträgen kreist um ein geeignetes Verständnis von Steuerung gegenüber komplexen Vorgängen wie zum Beispiel dem Stadtumbau. Die Zeit voluminöser Planungssysteme ist ebenso vorbei wie der bloße Rückgriff auf die restriktiven Instrumente regulativer Politik. Steuerungsformen haben sich ausdifferenziert, sind flexibler geworden, nicht nur wegen gestiegenen Legitimationsbedarfs sondern auch in Anpassung an die Charakteristika der zu steuernden Sachverhalte. Da beginnen bereits die Fragen: Was erfordert jene Praxis des Umbaus von Städten, Gemeinden, Siedlungen, wie sie seit etwa sieben Jahren als Reaktion auf den demographischen Wandel und den massiven Wohnungsleerstand – vor allem im östlichen Deutschland – für notwendig erachtet wird? Sind dazu „weiche“ Gestaltungen, wie sie in diesem Buch mit dem Begriff der „kommunikativen Steuerung“ vorgeschlagen werden, hinreichend? Wäre womöglich der seit einigen Jahren allenthalben gehandelte Begriff „Governance“ angemessener gewesen (dieser Begriff taucht lediglich im theoretischen Beitrag von Bürkner im Zusammenhang mit dem Terminus „urbane Regime“ explizit auf), der je nach Definition weitere Akteursgruppen und kommunikative Aus-handlungen durchaus einschließen kann?

So zu fragen, schmälert indes keineswegs den Wert der Antworten, wie sie in dem Sammelband auf interessante Weise auf die Frage nach einer „Steuerung im Medium der Kommunikation“ gesucht und an mehreren Beispielen veranschaulicht werden. Die ersten drei Texte (Bürkner, Boettner, Weiske) sind theoretisch angelegt und setzen sich kritisch mit Wachstumskonzepten, konstruktiv mit regime- und kommunikationstheoretischen sowie social-capital-Ansätzen auseinander; der spätere Beitrag von Hutter/Wiechmann bietet hierzu unter Bezug auf eine „managementtheoretische Strategieforschung“ einen weiteren Akzent. Mit den Hinweisen auf multiple Kooperation, intersektorale Akteurskonstellationen und Chancen zur Reflexivität sind richtige Qualitätsmerkmale solcher Steuerungen angesprochen, werden aber auch die Defizite der Steuerungsrealität transparent.

In den folgenden Beiträgen wird der Kommunikationsbedarf weiter verdeutlicht (Kabisch, Bernt, Hutter/Wiechmann). So wird vor allem in Kabischs Fallstudie aus einer sächsischen Mittelstadt erkennbar, wie anspruchsvoll das „richtige“ Kommunizieren der für nötig gehaltenen Programme und Maßnahmen zwischen den relevanten Akteursgruppen und den betroffenen Bewohnern ausfällt und wie unzureichend die Praxis diese Aufgabe bisher einlöst. Weiter ernüchternd wirkt die Analyse von Bernt, der das klassische „Gefangenendilemma“ als Ausgangspunkt wählt und damit zeigen kann, wie wenig kooperativ die Interessen der Beteiligten angelegt sind; letztlich bestimmt der Zwang zum (subventionierten) Abriss die Vorgehensweise und nichts anderes! Es bleibt dem Beitrag von Hutter/Wiechmann vorbehalten, mit dem Beispiel aus Dresden über einen begonnenen Prozess kooperativen Lernens eine Perspektive aufzuzeigen.

Mit drei weiteren Fallstudien aus Essen, Berlin-Marzahn und Salzgitter (Stein, Cremer, Farke) werden noch zusätzliche Aspekte aufgerollt, einmal aus der Sicht der kommunalen Planer und Entscheider, zum anderen aus der Sicht all der heterogenen Akteurs- und Bewohnergruppen, die gemeinsam (und mühsam) dabei sind, aus Anlass stetiger Wegzüge und der Stadtumbaumaßnahmen ihre Stadt neu zu definieren.

Gefragt, ob dem Buch die weibliche Herausgeberschaft anzumerken ist, antwortet der Rezensent mit einem zögernden Ja. In der Tat verbreiten sowohl das Editorial als auch die abschließende Auswertung einer Podiumsdiskussion einen Sprachstil und argumentativen Duktus, der sich vom üblichen Jargon der Stadt-Literatur spürbar abhebt. Es ist aber sicher im Sinne der Autorinnen, wenn zu einigen Punkten kritisch nachgefragt wird.

So bleibt allein schon das Verständnis von „Stadtumbau“ vage, insofern es sich einerseits einfach des administrativ kreierte Praxisbegriffs bedient, um andererseits mit dem Hinweis, der hier verwendete Begriff sei „nicht in Gänze identisch“ mit den Förderprogrammen, auf eine scheinbare Distanz zu gehen, die freilich nicht zu einer eigenständigen Definition hinführt. Etwas gespreizt wirkt die Setzung im Editorial, der Stadtumbau stelle eine aktuelle

Aufgabe bei der Gestaltung moderner Gesellschaften dar; bei grundsätzlichen Antworten auf Transformationsfolgen, auf demographischen Wandel oder verbreitete Schrumpfungsprozesse ließe sich dies überzeugender sagen als gerade beim ausgewählten Stadtumbau – zumal, wie mehrere Beiträge verdeutlichen, er vielfach als technische Aufgabe praktiziert wird (mit einem Übergewicht an Abrissen), die ihre hohe öffentliche Resonanz offenbar überwiegend den Finanzierungsfragen verdankt, weniger ihrem überragenden gesellschaftlichen Stellenwert. Unterbelichtet bleiben die Überlegungen zu den Steuerungseffekten, das Medium Kommunikation als in sich wertvoll herauszustellen, ist gewiss legitim, aber der zentrale Steuerungsbegriff verlangt nichtsdestoweniger nach einem Blick auf die so erreichten bzw. erreichbaren Veränderungen. Schließlich fehlt der Bezug auf ausländische Steuerungsmodelle und Erfahrungen völlig; gerade bei einem resümierenden Podiumsgespräch, dessen Ertrag referiert wird, wäre dies – trotz notwendiger Beschränkung – am ehesten zu erwarten gewesen.

Das Buch bietet durch seine vielfältigen Blicke auf eine komplexe stadtpolitische Herausforderung, die in Deutschland wie in weiten Teilen Europas noch zahlreiche neue Antworten hervorbringen wird, vor allem aber durch seine genauen Einzelstudien wichtiges Wissen für alle, die wissenschaftlich und/oder praktisch mit den Regenerierungsaufgaben befasst sind.

Karl-Dieter Keim

### Die Soziale Netzwerkanalyse in der stadtsoziologischen Forschung. Ansätze und Konsequenzen Sammelbesprechung

#### 1. Einleitung

In seinem Buch „Der Aufstieg der Netzwerkgesellschaft“ kommt Manuel Castells zu dem Schluss, dass die herrschenden Funktionen und Prozesse im Informationszeitalter zunehmend in Netzwerken organisiert sind. „Netzwerke bilden die neue soziale Morphologie unserer Gesellschaft...“ (Castells 2003: 527). Er geht davon aus, dass moderne Gesellschaften eine auf Netzwerken aufbauende Gesellschaftsstruktur aufweisen, welche die Kluft zwischen Ein- und Ausgeschlossenen in den verschiedenen Netzwerken stetig verbreitert. Der Zugang zu Informationen und Positionen entscheidet über die Zugehörigkeit zu den Ein- oder Ausgeschlossenen. Nicht nur Wirtschaftsunternehmen, Organisationen oder Institutionen sind in Netzwerken organisiert, sondern auch die einzelnen Individuen. In Zeiten knapper werdender Ressourcen zeigt sich der Wert sozialer Beziehungen besonders deutlich. Persönliche Be-

ziehungen helfen bei der Suche nach begehrten Arbeitsplätzen oder wenn es um Informationen dazu geht (vgl. Granovetter 1978, Hennig 2006). In persönlichen Netzwerken werden soziale Ressourcen zwar nicht monopolisiert, aber doch angehäuft und unter den Mitgliedern verteilt. Soziale Netzwerke stellen damit eine neue Form der Vergesellschaftung bzw. Schlüsselkategorie gesellschaftlicher Analyse dar, die helfen, Veränderungen in modernen Gesellschaften nicht nur auf der Makroebene besser zu verstehen (vgl. Castells 1996, Dinter 2001, Straus 2002).

Besonders in der Stadtsoziologie, angefangen von Tönnies ([1887] 1991) bis Fischer (1977, 1982) hat die Frage nach den sozialen Auswirkungen von Industrialisierung und Bürokratisierung auf eine Vielfalt von Primärbeziehungen – in der Nachbarschaft, in Verwandtschaftsgruppen, in Interessengruppen und auf der Arbeit – dazu geführt, dass die Individuen im Kontext ihrer sozialen Beziehungen und damit ihrer Einbettung in die sie umgebende Umwelt betrachtet wurden, um damit die Wirkung von industriellen bürokratischen sozialen Systemen auf Gemeindestrukturen zu untersuchen (vgl. Häußermann 2005, Friedrichs 1995). Dabei richtete sich das Augenmerk auf:

- die ansteigenden Aktivitäten des Nationalstaats und den damit verbundenen Tiefpunkt an lokaler Gemeinschaftsautonomie und Solidarität (z.B. Tilly 1973, 1974);
- die Entwicklung von eng instrumentalisierten bürokratischen Institutionen; auf die Produktion und Reproduktion (siehe Castells 1976);
- die beträchtliche Größe von Städten und die sich daraus ergebende Bevölkerung mit ihrem organisatorischen Potential für unterschiedliche Interessengruppen;
- die hohe soziale Dichte von Interaktionen in Teilbereichen der Bevölkerung (sogar wo die räumliche Dichte niedrig ist) und
- die daraus folgende Komplexität der organisatorischen und ökologischen Untergliederung dieser Teilbereiche;
- die Vielfalt von Personen, mit denen Stadtbewohner unter den Bedingungen der erhöhten Mobilität in Kontakt kommen können und
- inwiefern die verbreiterten Netze billiger und effizienter Transporteinrichtungen Kontakte erleichtern und es auch ermöglichen, diese über längere Distanzen zu halten (vgl. Meier 1968).

## 2. Soziale Netzwerke und Sozialraum

Inzwischen gibt es ein zunehmendes Einverständnis darüber, dass soziales Handeln und die daraus entstehenden sozialen Dynamiken ohne die Beschreibung von Handlungskontexten und die Verbundenheit mit anderen Akteuren nur sehr unzureichend verstanden werden können. Dort wo man Handlungskontexte mit empirischen Relationen beschreiben kann, erlauben

es die Verfahren der Netzwerkanalyse, besondere Handlungsoportunitäten etwa als Positionen oder Rollen zu identifizieren. Insofern ist die soziale Netzwerkanalyse ein geeigneter Ansatz, mit dem der Beziehungsraum, in dem Menschen leben und agieren, beschrieben werden kann (vgl. Häußermann 2005). So finden sich je nach biografischer Lebenslage Freundes-, Partner-, Familien-, Arbeits- und Freizeitnetzwerke in verschiedenen Konstellationen und Überschneidungen. Solche vielfältigen Netzwerkkonfigurationen sind beispielsweise:

- die Abgrenzung/Nichtabgrenzung von Lebenswelten;
- personelle Überschneidungen (Uniplexität/Multiplexität);
- „das Neben-, Mit- oder Gegeneinander von Teilnetzwerken im Lebensverlauf, sowie die unterschiedlichen räumlichen Dimensionen der Teilnetzwerke“ (Straus 2004: 6).

Um soziale Netzwerke zu begreifen, muss man die Strukturen (Muster) die sie bilden, untersuchen, die Qualität der Beziehungen zwischen Individuen verstehen und herausfinden, was die einzelnen Mitglieder des Netzwerkes in und mit diesen Beziehungen erwarten und erhalten können (vgl. Wellman & Frank 2000).

Insofern braucht eine soziale Netzwerkanalyse, in der Individuen im Mittelpunkt stehen, immer auch einen lebensweltlichen Zugang, denn ohne die Deutungs- und Handlungsmuster der agierenden Personen würden die Bezüge rein äußerlich bleiben, und die Netzwerkanalyse würde zu einer topographischen Beschreibung von Beziehungen. Andersherum würde einer Lebensweltanalyse ohne Bezug auf die diese Lebenswelt konstituierenden Netzwerke das relationale und dynamische Element in der Interaktion der beteiligten Personen fehlen. (vgl. Straus 2004)

Der Begriff des sozialen Netzwerkes zeigt einige Überschneidungen mit dem Begriff des Sozialraumes auf. So sind soziale Beziehungen häufig an konkrete Orte bzw. Räume gebunden, wobei der Sozialraum die räumliche Dimension eines sozialen Netzwerkes beschreibt (vgl. ebd.). Jedoch agieren Menschen in unterschiedlichen räumlichen Bezügen. Da gibt es zunächst diejenigen, die in „räumlichen überschaubaren und auf den lokalen Nahraum bezogenen sozialen Netzwerken leben“ (Straus 2004: 7) und dann jene, die „weit verzweigte und räumlich ausgedehnte Beziehungen pflegen“ (ebd.).

Eine lebensweltlich und sozialräumlich orientierte Netzwerkanalyse versucht, soziale Beziehungen von Individuen als Ergebnis ihrer subjektiven, geographischen und sozialen Einbettung zu betrachten. Dies widerspricht einem häufig verwendeten Sozialraumbegriff, der auf einen institutionell sozialgeografisch abgegrenzten Lebensraum bezogen wird, wie z.B. auf einen Stadtteil oder ein Dorf oder einen durch die Grenzen des Programms „Soziale Stadt“ definierten Raum. Hier sind es immer objektive festgelegte Kriterien, welche die Grenzen des jeweiligen Sozialraumes bestimmen (vgl. ebd.).

Eine lebensweltlich begründete Netzwerkanalyse kann jedoch auf solche objektiv gesetzten Grenzen keine Rücksicht nehmen, da „sie es ja den von den Subjekten gesteuerten Vernetzungs- und Handlungsmustern überlässt, an welchen Orten diese stattfinden“ (ebd.: 7).

Die Orte, in denen Vernetzungs- und Handlungsmuster stattfinden, haben sich im Lauf der Zeit entwickelt und verändert. So setzen sich Gemeinschaften heute aus spezialisierten Beziehungen zusammen, die unterschiedliche Arten sozialer Unterstützung bereitstellen und sich auf unterschiedliche Gruppen verteilen. (Hennig 2006, 2007). Die Individuen sind weniger in traditionelle enge Gemeinschaften eingebunden, sondern bewegen sich in weiträumigen, weniger dichten Netzwerken. Dabei zeigt sich, dass große, heterogene Netzwerke mit einem Kern aus engen Beziehungen das meiste Unterstützungspotential bieten (vgl. Hennig 2007), wofür aber eine kontinuierliche aktive Beziehungsarbeit zu leisten ist.

Viele Beziehungen sind heute nicht mehr in der unmittelbaren Nachbarschaft aufzufinden, sondern streuen über weite Distanzen. Dennoch sind sie unterstützend und gesellig geblieben. Dank der Möglichkeiten der neuen Kommunikationstechnologien können auch enge Beziehungen über größere Distanzen aufrechterhalten werden.

Die Bedeutung des öffentlichen sozialen Raumes nimmt immer mehr ab und ein beträchtlicher Teil des gemeinschaftlichen Lebens findet zu Hause statt. Hier trifft man sich mit Freunden oder führt Telefonate, schreibt E-Mails usw.

Einer der bekanntesten Stadt- und Gemeindeforscher aus dem angloamerikanischen Raum, der Soziologe Barry Wellman, (2001, 2002), der sich im Rahmen seiner Netzwerkforschung am stärksten mit der Frage des gemeinschaftlichen Zusammenlebens der Menschen beschäftigt, stellt dabei zwei wesentliche Veränderungen als besonders prägnant heraus.

## 2.1 Von der „door-to-door“ zur „place-to-place“ community

Im 19. und teilweise auch 20. Jahrhundert dominierte nach Wellman die „door-to-door“ Gemeinschaft, die durch dichte Bezüge charakterisiert wird. Damit ist gemeint, dass die Gemeinschaftsmitglieder in der Regel nicht weit voneinander entfernt wohnten, sozusagen „Tür an Tür“, und dass man sich schnell einmal besuchen konnte. Wohnort und Nachbarschaft befanden sich weitestgehend in einem lokalen Raum. Die Weiterentwicklung der Transportmittel und Entwicklungen im Bereich der Kommunikationsmedien (wie das Telefon) veränderten die Gemeinschaft. Die Orte sind immer noch bedeutend, aber es kann vorkommen, dass wichtige Orte von der eigenen Wohnung entfernt sind. Damit verliert auch der unmittelbare Kontakt zu den Nachbarn an Bedeutung, während der eigene Haushalt wieder an Bedeutung gewinnt. Wellman bezeichnet dies als „Community gets domesticated“

(Wellman 2001: 233) und spricht dabei von einer ersten Phase der Verhäuslichung der Gemeinschaft. Gleichzeitig sieht er eine zunehmende Bedeutung besonders bei den Transportmitteln, mit denen man von einem Ort zum anderen kommt („place to place“).

## 2.2 Von der „place-to-place“ zur „person-to-person“ community

Durch das Internet verändert sich die „place-to-place“ hin zur „person-to-person“ Gemeinschaft. Das Benutzen eines Handy's, Pager oder eines drahtlosen Internetzugangs verstärkt die Ortsunabhängigkeit. Verband das Festnetztelefon nicht nur zwei Menschen, sondern auch zwei Orte miteinander, löst das Handy diese Ortsgebundenheit vollständig auf.

„Because connections are to people and not to places, the technology affords shifting of work and community ties from linking people-in-places to linking people wherever they are. It is I-alone that is reachable wherever I am: at a house, hotel, office, freeway or mall. The person has become the portal“ (Wellman 2002: 14).

Die Veränderung zu einer personalisierten, netzlosen Welt bringt eine Netzwerkindividualisierung hervor, in der jede Person zwischen Beziehungen und Netzwerk wechselt. Menschen bleiben als Individuen verbunden, jedoch sind sie weniger bodenständig in Bezug auf den Arbeitsort und den Haushalt. Die Individuen wechseln rasch zwischen ihren sozialen Netzwerken. Durch die computergestützten Kommunikationswege begegnen sie sich immer häufiger nur in partiellen Rollen und Interessen. Dies führt aber auch dazu, dass jeder nur noch Ausschnitte des anderen wahrnimmt und niemand mehr den anderen genau kennt. „Many interpersonal ties are based only on the specialized role that people play – not the whole persons. These relationships are between fragments of selves, rather than between whole selves“ (Wellman 2001: 16).

Die physikalische Umgebung muss beschrieben werden, weil die Kommunikationspartner z.B. beim Telefonieren mit dem Handy, unsichere Kenntnisse über die unmittelbaren Aufenthaltsorte und den sozialen Hintergrund ihrer mobilen Netzwerkmitglieder haben. Häufig wird der sozio-physikalische Kontext ignoriert, wenn Menschen in der Öffentlichkeit sehr laut in ihr Handy sprechen. Sie sind nicht anti-sozial: Die Tatsache allein, dass sie sich unterhalten, meint, dass sie sozial verbunden sind. Aus der Sicht von Barry Wellman (2001, 2002) werden in den neuen komplexen Konstellationen, die sich aus der Loslösung der sozialen Beziehungen von der physikalischen Umgebung ergeben, die Netzwerke noch wichtiger werden als früher. Damit wächst auch die Bedeutung des Netzwerkkapitals, welches ebenso wie das ökonomische, humane und kulturelle Kapital zu den erstrebenswerten und überlebensnotwendigen Ressourcen gehört.



### 3. Beiträge zu Stadt und sozialen Netzwerken

Vor dem Hintergrund dieser Entwicklung sozialräumlicher Netzwerke stellt sich nun die Frage, inwieweit diese neueren Entwicklungen in der Stadt- und Sozialraumforschung wahrgenommen und reflektiert werden. Zunächst muss man festhalten, dass es kaum aktuelle Veröffentlichung zum Thema Stadt und Soziale Netzwerke gibt. Für die Zeit nach 2000 ergab die Recherche nur zwei relevante Beiträge, die sich mit zwei unterschiedlichen Fragen beschäftigen:

1. Der Integration von Individuen auf dem Land und in der Stadt, bekannt unter der „Community Question“ (Petermann 2002)
2. Der Konstruktion sozialer Räume durch Netzwerke (Spieckermann 2002)

#### 3.1 Integration von Individuen auf dem Land und in der Stadt

Die Untersuchung von Sören Petermann (2002) behandelt die Frage der Integration von Stadt- und Landbewohnern und steht damit in der Tradition der Gemeindeforschung der 1970er Jahre: „Persönliche Netzwerke in Stadt und Land: Siedlungsstruktur und soziale Unterstützungsnetzwerke im Raum Halle/Saale“. Sören Petermann ging in dieser Studie der Frage nach, inwieweit sich die Unterstützungsressourcen in den sozialen Netzwerken im Raum Halle/Saale unterscheiden und ob sich mögliche Unterschiede auf die Siedlungsstruktur von Stadt und Land zurückführen lassen. Seine Ausgangsthese basieren auf den Annahmen der „Community Lost“ und „Community Liberated“ These. Die „Community Lost“ These betont den Verlust sozialer Integration und die sinkende Bedeutung verwandtschaftlicher und nachbarschaftlicher Beziehungen. Die „Community Liberated“ These verweist auf die Bedeutung von primären und sekundären Kontexten für die soziale Integration und betont die Spezialisierung einzelner sozialer Beziehungen. Diese Thesen verknüpft Petermann mit dem Konzept des Sozialkapitals, welches für ihn als Bindeglied zwischen makrostruktureller Netzwerkebene und mikrosoziologischer Unterstützungsebene fungiert. Im Ergebnis seiner Analysen zeigt sich, dass der sozialstrukturelle Entscheidungsspielraum (Gelegenheiten und Restriktionen) einen kleineren Erklärungsanteil ausmacht als die individuellen Beziehungsmerkmale. Bei der Verknüpfung der „Community Lost“ Hypothese mit einem Constrained-Choice-Modell finden sich mit Ausnahme der persönlichen Netzwerke von Bewohnern in Großraumsiedlungen keine Unterschiede zwischen den persönlichen Netzwerken von Stadt- und Landbewohnern. Die „Community Liberated“ These in Verbindung mit einem Entscheidungsmodell zur Auswahl eines Unterstützungspartners zeigt keine Unterschiede zwischen Stadt- und Landbewohnern. Die soziale Integration im Sinne sozialer Unterstützung wird durch die Merkmale der sozialen Beziehungen erklärt, nicht aber durch den Wohnort.

Diese Ergebnisse von Sören Petermann reihen sich damit ein in die beschriebenen Veränderungen in den sozialen Netzwerken, die eine Abnahme der Bedeutung der physikalischen Umgebung für die sozialen Beziehungen betonen, auch wenn er diese Schlussfolgerung so nicht zieht.

### 3.2 Konstruktion sozialer Räume durch Netzwerke

Bei dem Beitrag von Holger Spieckermann (2002) handelt es sich um einen Aufsatz in dem von Marlo Riege und Herbert Schubert herausgegeben Buch „Sozialraumanalyse: Grundlagen-Methoden-Praxis“ mit dem Titel „Konstruktion sozialer Räume durch Netzwerke“. Der Sozialraum wird nach Spieckermann „durch die Wahrnehmung und die Aktionen der Nutzer der Stadträume in seinen Grenzen und Ausdehnungen bestimmt“ (S. 295).

Spieckermann unterscheidet bei der Konstruktion sozialer Räume zwei Ebenen:

1. Konstruktion des Sozialraumes aus räumlichen Kategorien (Aktionsräume) und
2. Konstruktion des Sozialraumes aus sozialen Beziehungen (handlungsbezogener oder relationaler Sozialraum).

Auf die zweite Ebene (Konstruktion des Sozialraumes aus sozialen Beziehungen) richtet sich seiner Meinung nach das Hauptaugenmerk der sozialen Netzwerkanalyse, indem sie Kommunikations- und Interaktionsmuster sowie -lücken identifiziert. „Aus der Desintegration von einzelnen Gruppen oder Individuen lassen sich Störfaktoren isolieren und konkrete Handlungsstrategien der Netzwerkintervention ableiten“ (S. 305).

Die Konstruktion des handlungsbezogenen Sozialraumes kann auf verschiedenen Beziehungsebenen erfolgen: zum einen auf der Ebene der primären Netzwerke (Familie, Verwandtschaft- und Freundeskreis) und zum anderen auf der Ebene der sekundären Netzwerke (Mitgliedschaft in Vereinen/ Verbänden, Teilnahme an selbst organisierten Arbeitskreisen).

Die dritte Ebene, die der tertiären Netzwerke (Kooperation von Institutionen, Beziehungen zwischen professionellen Akteuren) wurde von ihm am Beispiel der engen Zusammenarbeit von Akteuren in den Kölner Stadtteilen Kalk und Mühlheim untersucht. Dabei zeigten sich Vernetzungslücken und Fragmentierungen in den Netzwerken, die zum Teil auf bestehende Trennungslinien zwischen Sektoren zurückzuführen sind und zum Teil auf die Verinselung und Schließung des Handlungsraumes. „Einzelne Sektoren oder Gruppen schließen ihren Handlungsraum gegenüber anderen ab und wirken einer Öffnung der Kommunikationsoption entgegen“ (S. 305). Spieckermann kommt zu dem Schluss, dass sich durch die Schnittstellen zwischen dem virtuellen, handlungsbezogenen Sozialraum und dem realen Aktionsraum Defizite des handlungsbezogenen Sozialraumes auch im realen Sozialraum lokalisieren lassen. (vgl. S. 307).

Vor dem Hintergrund der beschriebenen Entwicklung der Netzwerkorientierung von Menschen, dass heute weniger der Raum das darin entstehende Netzwerk als vielmehr umgekehrt Netzwerke unterschiedliche und flexible Räume definieren, sind die Schlussfolgerungen, die Holger Spieckermann auf der Basis der Ergebnisse von Friedrichs und Blasius (2000) zieht, nämlich dass Individuen, die einen Arbeitsplatzverlust hinnehmen mussten oder einen Mangel an finanziellen Ressourcen aufweisen und damit ihr Aktionsfeld stärker auf das räumliche Wohnungsumfeld oder den Stadtteil beschränken, ein Integrationsdefizit aufweisen, nicht wirklich schlüssig. Denn wie die Studien von Wellman zeigen, hat die private Intimität die öffentliche Geselligkeit teilweise ersetzt, so dass öffentliche Plätze heute eher Verkehrsanbindungen sind, um von einem Ort zum anderen zu kommen oder/und Einkaufsorte, aber nicht mehr als lokale Treffpunkte gekennzeichnet werden können. Dies hat entsprechende Konsequenzen für das Gefühl der Verantwortlichkeit und die informelle Hilfe für andere, die immer mehr abnimmt. Dennoch kann daraus nicht geschlossen werden, dass kleine räumlich eng begrenzte Netzwerke zu sozialer Desintegration führen, zumal besonders die modernen Kommunikationstechnologien andere Formen sozialer Vernetzung ermöglichen, die vom physikalischen Umfeld unabhängig sind.

#### 4. Fazit

Die Netzwerkanalyse betrachtet Sozialstruktur als zusammengesetzte Einheiten, die aus den konkreten Interaktionen von Akteuren entstehen. Über das Erheben solcher konkreter Interaktionen, werden die sozialen Beziehungen der Individuen erfasst, die das interpersonale soziale Umfeld der Akteure beschreiben (vgl. Hennig 2006, Petermann 2002). Da die Ausgestaltung sozialer Beziehungen von den sozialen Handlungsräumen abhängig ist, integriert die Netzwerkanalyse Variablen der sozialen Umgebung und erfasst den einzelnen Akteur in seinen externen Abhängigkeiten. Während die traditionelle Sozialforschung die Individuen nach individuellen Merkmalen, wie Alter, Geschlecht oder Status in Gruppen ordnet, wird sie blind für die Strukturen und Beziehungen, in welche die Individuen eingebunden sind. Werden jedoch – wie in der Netzwerkperspektive – die sozialen Beziehungen selbst zur Untersuchungseinheit, gelangen die unterschiedlichen Kontexte, in denen Individuen agieren, und die Sozialbeziehungen, die sie dabei eingehen, in den Fokus der Analyse. Dabei spiegeln die sozialen Beziehungen die unterschiedlichen Opportunitätsstrukturen der Umwelt wider (Beruf versus Familie), bilden eine Vermittlungsinstanz für gesellschaftliche Normen und Erwartungen und gewährleisten die soziale Integration der Individuen. Die Netzwerkanalyse beschränkt sich nicht auf einen bestimmten Gesellschaftstyp oder auf bestimmte Zeiten. Vielmehr geht es um die Ursache der Muster

von Netzwerken und deren Auswirkungen. Durch ihren relationalen Blickwinkel erweitert die soziale Netzwerkanalyse das Verständnis von der sozialen Struktur als Ganzes und damit auch die Analyseperspektive der gegenwärtig vorherrschenden empirischen Sozialforschung.

Mit Hilfe der sozialen Netzwerkperspektive sollte verdeutlicht werden, dass soziale Räume nicht in territorialen Grenzen gedacht werden müssen, sondern dass sie „vernetzte soziale Räume“ darstellen. Durch die Entwicklung der Informationstechnologien gibt es eine fortschreitende Veränderung hin zu personalisierten Netzwerken (Wellman 2001, 2002), in deren Zuge die physikalische Umgebung für soziale Beziehungen und die Frage der Integration immer unbedeutender wird.

Die Betrachtung des Sozialraumes in Form „von behördlich definierten Sozialräumen wird dieser Komplexität von sichtbarer und unsichtbarer Raumkonstruktion von Menschen in keiner Form gerecht“ (Straus 2004: 12). Berücksichtigt man die neueren Erkenntnisse der Netzwerkforschung, dann kann man auch die Probleme von Partizipationsverfahren, wie z.B. das Programm „Soziale Stadt“ besser verstehen, und warum diese nicht die erwünschte Wirkung entfalten. Solche Programme sind auf eng umrissene Orte von Nachbarschaften und Begegnung begrenzt, was zwar aus stadtplanerischer Perspektive sinnvoll erscheint, aber aus der netzwerkanalytischen Sicht falsch ist, da das subjektive Empfinden der Bewohner ebenso wie die gewachsenen Netze der Institutionen diesen Räumen nur teilweise entspricht (vgl. Strauss 2004, Friedrichs 1998).

Der Einsatz der Netzwerkanalyse verdeutlicht, dass soziale Räume relationale Handlungsräume sind, die sich aus sozialen Beziehungen im Raum konstituieren (vgl. Spieckermann 2002). Soziale Räume sind heute seltener mit den objektiv festgelegten Raumgrenzen identisch, so dass der Sozialraum durch die Erfassung sozialer Beziehungen zunächst erst einmal rekonstruiert werden muss. Dazu ist die soziale Netzwerkanalyse ein hilfreiches theoretisches und methodisches Paradigma.

## Literatur

- Castells, Manuel (1976): Is There an Urban Sociology? in: Pickvance, C.G. (Hg.): *Urban Sociology: Critical Essays*. London: Methuen, pp. 33-59
- Castells, Manuel (1996): *The Rise of the Network Society*. Oxford: Blackwell und Wiesbaden: Deutscher Universitätsverlag
- Dinter, Stefan (2001): *Netzwerke: eine Organisationsform moderner Gesellschaften?* Marburg: Tectum Verlag
- Fischer, Claude (1977): *The Context of Personal Relations: An Exploratory Network Analysis*. Working Paper No. 281, Berkley: Institute of Urban and Regional Development, University of California
- Fischer, Claude (1982), *To Dwell Among Friends. Personal Networks in Town and City*: Chicago, The University Press of Chicago.

- Friedrichs, Jürgen (1995): Stadtsoziologie. Opladen: Leske + Budrich
- Friedrichs, Jürgen (1998): Soziale Netzwerke und die Kreativität einer Stadt, in: Göschel, Albrecht and Volker Kirchberg: Kultur in der Stadt. Stadtsoziologische Analysen zur Kultur. Opladen: Leske + Budrich, S. 145-163
- Friedrichs, Jürgen and Jörg Blasius (2000): Leben in benachteiligten Wohngebieten. Opladen: Leske + Budrich
- Granovetter, Mark (1973): The Strength of Weak Ties, in: American Journal of Sociology, Vol. 78 No. 4, pp. 1360-1380
- Hennig, Marina (2006): Individuen und ihre sozialen Beziehungen. Wiesbaden: VS Verlag
- Hennig, Marina (2007): Wann werden soziale Beziehungen zur Ressource?, in: Rehberg, Karl-Siebert. CD-ROM zum Verhandlungsband des 33. DGS-Kongresses »Die Natur der Gesellschaft«. Frankfurt/M., New York: Campus
- Häußermann, Hartmut (2005): Stadt/City, in: Ulrich Ammon, Norbert Dittmann, Klaus J. Mattheier and Peter Trudgill: Soziolinguistik. Ein Internationales Handbuch zur Wissenschaft von Sprache und Gesellschaft. Berlin, New York: Walter de Gruyter, S. 443 - 461
- Meier, Richard (1968): The Metropolis as a Transaction-maximizing System, in: Daedalus 97 (Fall) pp. 2293 -1313
- Petermann, Sören (2002): Persönliche Netzwerke in Stadt und Land: Siedlungsstruktur und soziale Unterstützungsnetzwerke im Raum Halls/Saale. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag
- Spieckermann, Holger (2002): Konstruktion sozialer Räume durch Netzwerke, in: Marlo Riege and Herbert Schubert: Sozialraumanalyse: Grundlagen-Methoden-Praxis. Opladen: Leske + Budrich, S. 295-307
- Straus, Florian (2002): Netzwerkanalysen. Gemeindepsychologische Perspektiven für Forschung und Praxis. Wiesbaden: Deutscher Universitätsverlag
- Straus, Florian (2004): Soziale Netzwerke und Sozialraumorientierung. Gemeindepsychologische Anmerkungen zur Sozialraumdebatte. IPP-Arbeitspapiere 1, Institut für Praxisforschung und Projektberatung, München
- Tilly, Charles (1973): Do Communities Act? in: Sociological Inquiry, No. 43, pp. 209-240.
- Tilly, Charles (1978): From Mobilization to Revolution. Reading (Mass.): Addison-Wesley Publishing Company
- Tönnies, Ferdinand. [1887] (1991): Gemeinschaft und Gesellschaft. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft
- Wellman, Barry, and Kenneth Frank (2000): Network Capital in a Multi-Level World. Getting Support from a Personal Communities, in: Nan Lin, Ronald Burt, and Karen Cook (eds.): Social Capital: Theory and Research. Chicago: De Gruyter, pp. 1- 33
- Wellman, Barry (2001): PhysicalPlace and CyberPlace: The Rise of Personalised Networking, in: International Journal of Urban and Regional Research, 25, 2, pp. 227-52
- Wellman, Barry (2002): Little Boxes, Glocalization, Networked Individualism: in: Makoto Tanabe, Peter van den Besselaar, and Toru Ishida (eds.): Digital Cities II: Computational and Sociological Approaches. Berlin: Springer, pp. 10-25

Marina Hennig

